

HENRY NOLAN
KILLERHURE

EROTIK THRILLER



blue panther books

KillerHure

Erotik Thriller

Henry Nolan

Band 2160

Vollständige Taschenbuchausgabe

Originalausgabe

© 2009 by blue panther books, Hamburg

All rights reserved

Cover: istock

Umschlaggestaltung: www.heubach-media.de

ISBN 978-3-940505-92-7

www.blue-panther-books.de

www.buum.info

INHALT

TEIL 1: EIN GANZ NORMALER AUFTRAG

[Kapitel 1 - Dienstag, 05.08.08, 15:45 Uhr](#)

[Kapitel 2 - Freitag, 08.08.09, 12:30 Uhr](#)

[Kapitel 3 - Donnerstag, 14.08.08, 06:20 Uhr](#)

[Kapitel 4 - Sonntag, 17.08.08, 20:45 Uhr](#)

[Kapitel 5 - Sonntag, 17.08.08, 21:35 Uhr](#)

[Kapitel 6 - Sonntag, 17.08.08, 22:50 Uhr](#)

[Kapitel 7 - Montag, 18.08.08, 00:30 Uhr](#)

TEIL 2: RAUBTIERE

[Kapitel 8 - Montag, 18.08.08, 13:30 Uhr](#)

[Kapitel 9 - Freitag, 22.08.08, 21:30 Uhr](#)

[Kapitel 10 - Freitag, 22.08.08, 22:45 Uhr](#)

[Kapitel 11 - Freitag, 22.08.08, 23:30](#)

Uhr

Kapitel 12 - Samstag, 23.08.08, 00:50

Uhr

Kapitel 13 - Samstag, 23.08.08, 01:45

Uhr

TEIL 3: VARIANTEN VON VERRAT

Kapitel 14 - Mittwoch, 27.08.08, 10:15

Uhr

Kapitel 15 - Freitag, 29.08.08, 10:00

Uhr

Kapitel 16 - Freitag, 29.08.08, 11:59

Uhr

Kapitel 17 - Freitag, 29.08.08, 12:03

Uhr

Kapitel 18 - Freitag, 29.08.08, 12:25

Uhr

Kapitel 19 - Samstag, 30.08.08, 10:30

Uhr

Kapitel 20 - Montag, 01.09.08, 21:30

Uhr

Kapitel 21 - Dienstag, 02.09.08, 03:30

Uhr

Kapitel 22 - Donnerstag, 04.09.08,
09:30 Uhr

Kapitel 23 - Donnerstag, 04.09.08,
14:00 Uhr

Kapitel 24 - Donnerstag, 04.09.08,
17:15 Uhr

Kapitel 25 - Donnerstag, 04.09.08,
22:30 Uhr

Internet-Story "Ausser Kontrolle"

TEIL 1: EIN GANZ NORMALER AUFTRAG

Kapitel 1

Dienstag, 05.08.08, 15:45 Uhr

Ein billiges Hotelzimmer in der Nähe des Hauptbahnhofes von Amsterdam. Ich sitze auf dem Bett. Nackt. Durch die herabgelassenen Jalousien dringen das Licht und der Lärm dieses Nachmittags nur gedämpft herein. Das entfernte, dumpfe Dröhnen der Straßenbahnen lässt in regelmäßigen Abständen die bunten Glasschirmchen der beiden Nachttischlampen klirren.

Zwischen meinen bleichen Knien liegt ein großes Foto, über das ich mich beuge. Links und rechts wird es eingerahmt von meinen herabhängenden

Haarsträhnen, die von der Dusche noch feucht und dunkel sind, glatte Fransen in der Farbe von Ebenholz. Der Vorhang hilft, alles außer dem Gesicht auf dem Foto auszublenken.

Georg van Brueggen. 40 Jahre alt. Deutsch-Niederländer. Zweifacher Vater. Inhaber einer Softwarefirma, die auf Sicherheitstechnik spezialisiert ist. Die unter anderem den deutschen Bundesgrenzschutz, den Bundesnachrichtendienst und das Innenministerium berät, ebenso wie die entsprechenden Behörden eines halben Dutzend weiterer EU-Staaten. Das steht auf der Website des Unternehmens. Auf der Homepage nicht genannt, sind Regierungen, Geheimdienste und andere,

dunklere Organisationen aus verschiedenen Drittweltländern. Laut »Financial Times online« verwenden auch diese mit Vorliebe GVBU-Software. Ich nehme an, dass aus diesen Reihen auch der Auftrag kommt, der mich jetzt über seinem Foto meditieren lässt.

Mein Name ist Jana Walker. Das ist natürlich nicht mein richtiger Name. Der geht keinen etwas an. Aber als Jana Walker bin ich an der University of London für Wirtschaftspolitik, Geschichte und Journalistik immatrikuliert. Ebenso wie ich als Austauschstudentin und Gasthörerin an der »Universiteit van Amsterdam« und der »Universidad de Sevilla«

eingeschrieben bin.

Die Professoren, und speziell die International Officers im akademischen Mittelbau, lieben mich, den Prototyp der neuen weltoffenen, global ausgerichteten Studentin, die sich ihr eigenes, höchst persönliches Studienprogramm zimmert – und nebenbei noch so lecker aussieht! Die Mitarbeiter in den Studentensekretariaten und den Prüfungsämtern verfluchen mich: Ich falle aus dem Rahmen und verursache laufend neue Präzedenzfälle und andere bürokratische Katastrophen. Aber was Prüfungsordnungen und Hochschulregularien betrifft, kann ich es inzwischen spielend mit Fachanwälten für öffentliches Recht aufnehmen. Ich bin

sehr geübt darin, mir meine Nischen selbst zu schaffen.

In den Vorlesungen bin ich sehr selten zu finden. Aber dieser Studentenstatus ist eine einwandfreie Tarnung. Man kann überall hinreisen, recherchieren, forschen und schnüffeln, und immer alles mit Studienarbeiten oder Prüfungsvorbereitungen oder der Suche nach weiteren Austauschmöglichkeiten mit irgendeiner Hochschule begründen. Außerdem wundert es keinen, wenn man irgendwo auf der Welt auftaucht und eine Weile bleibt. Studenten haben schließlich Zeit genug, oder?

Georg van Brueggen starrt mich aus leicht zusammengekniffenen Augen an. Er sieht gut aus, keine Frage. Scharf

geschnittene Gesichtszüge. Gerade Nase. Ein kantiges Kinn – damit könnte er in jedem Western mitspielen. Kurze, dunkelblonde Haare, Van-Dyke-Bärtchen und natürlich diese forschenden, leicht stechenden dunklen Augen. Sicher kein Mensch, der sich als »Opfer« sieht, sondern als »Täter«. Als Gestalter seiner Welt, als Schaffender, als Kreativer. Diese Selfmade-Unternehmertypen sind alle so. Wenn sie dann auf einen Täter treffen, der sie zum Opfer macht, verstehen sie die Welt nicht mehr. Aber das ist ein sehr vorübergehender Zustand. Gleich darauf brauchen sie auch nichts mehr zu verstehen.

Methodisch lasse ich mir alle

Informationen durch den Kopf gehen, die ich in den letzten zwei Wochen über meinen neuen Klienten gesammelt habe. Sein Wohnort: eine Villa in der nobelsten Ecke von Utrecht. Sicherheitstechnisch hochgerüstet bis zum Gehtnichtmehr. Seine Familie: die hübsche Frau und die zwei halbwüchsigen Jungs. Seine Firma: in Hafennähe, umschlossen von vier Meter hohem Stacheldraht. Hm ...

Meine Order besagt, dass es aussehen sollte wie ein Unfall oder ein tragisches Geschehen, jedenfalls nicht wie ein Auftragsmord. Ich vermute, dass ein anderer, willfähriger Kopf an die Spitze der Company gehievt werden soll. Oder sonst ein verwinkeltes Manöver eines

Dienstes. Aber das interessiert mich eigentlich nicht. Die Frage ist vielmehr: Wie lockt man jemanden aus seiner Deckung, aus seiner Höhle, wenn er dort alles hat, was er will und braucht?

Einerseits macht so eine Situation die Dinge kompliziert. Kein einfacher Schuss aus bequemer Entfernung, bei dem man den roten Nebel nur kurz durch das Zielfernrohr sieht. Kein schneller, simpler Hinterhalt in einer dunklen Seitenstraße, ein geleertes Magazin und Schalldämpfer. Kein harmloses Pülverchen in einem Weinglas.

Andererseits ist so eine Herausforderung viel interessanter. Jeder Depp kann andere Menschen töten, das beweisen die jährlichen Amokläufer

in den Schulen. Die sind sogar noch jünger als ich mit meinen vierundzwanzig Jahren. Aber das Ganze entweder unter verschärften Bedingungen durchführen – beispielsweise mit einem bewachten Ziel, oder so, dass es nach etwas völlig anderem aussieht – das ist den Spezialisten vorbehalten. Also mir und meinen Kollegen. Nur dafür werden dann auch vernünftige Gagen bezahlt. Die Preise für simple Morde sind dagegen seit Jahren so in den Keller gegangen, dass es sich angesichts des Risikos eigentlich nicht mehr lohnt. Das machen dann verzweifelte Amateure aus Osteuropa.

Mit einer fließenden Bewegung gleite

ich vom Bett und absolviere einige Lockerungsübungen. Meine Brüste hüpfen etwas mehr als sonst. Sie sind noch ein wenig gewachsen in den letzten ein, zwei Jahren. Außerdem erwarte ich für morgen meine Periode, dann füllen sie die B-Körbchen meines für heute bereitliegenden BHs halbwegs aus, sonst tut es meist ein A. Ich empfinde das als Vorteil, denn ich komme durchaus in Situationen, in denen hüpfende Brüste hinderlich sein können. Und kleine Brüste scheinen kein Thema zu sein, wenn es um Männer geht. Jedenfalls war es noch nie ein Problem für mich, das Interesse von Vertretern des anderen Geschlechts auf mich zu ziehen. Abgesehen davon, würden große Möpfe

gar nicht zu meiner schlanken, sportlichen Figur passen.

Beim systematischen Durchgehen einiger Katas denke ich weiter über mein Vorgehen nach. Ich werde sehr nahe an meinen Klienten herangehen müssen. Das macht einen Auftrag immer gefährlich, denn man hinterlässt Spuren, ob man will oder nicht.

Nach Möglichkeit vermeide ich das. So wie bei meinem letzten Auftrag in Zürich. Da fuhr ich meinen Klienten – einen ziemlich alten Knacker – mit einem riesigen Geländewagen über den Haufen. Den hatte ich kurz zuvor einigen Jugendlichen abgenommen, die ihn aufgebrochen hatten und damit eine Spritztour unternehmen wollten.

Natürlich fand die Polizei nur deren Fingerabdrücke im Auto. Fall geklärt, Fall abgeschlossen.

Es gibt aber auch noch andere Gründe für mich, Georg van Brueggen nahezukommen. Als Mann gefällt er mir ganz gut. Ich stehe halt auf diese maskulinen Typen. Wie meinen Stiefvater zum Beispiel.

Aber daran will ich jetzt nicht denken. Lieber an Georg.

Wie er sich wohl anfühlen wird.

An mir, auf mir.

In mir.

Wohlige Wärme läuft in meinem Bauch zusammen und stört die makellose Konzentration meiner Übungen.

Kapitel 2

Freitag, 08.08.09, 12:30 Uhr

»Mr van Brueggen, dürfte ich Ihnen einige Fragen stellen?«

Georg dreht sich überrascht um, als er gerade den Hoteltresen im »Karel V« erreicht hat. An dem leichten Weiten seiner Pupillen erkenne ich, dass ihm gefällt, was er sieht. Für meine Rolle habe ich mich auch sehr in Schale geworfen und trage ein anthrazitgraues Business-Kostüm in Konfektionsgröße vierunddreißig und eine eisblaue Bluse, die gut zu meiner Haut passt. Ich bin ein Winter-Typ, das erleichtert die Auswahl von formalen Klamotten ungemein. Meine Schuhe sind etwas zu sportlich, damit signalisiere ich, dass ich kein geschliffenes Business-Weib bin,

sondern mich extra für ihn so herausgeputzt habe. Die mangelnde Übung ist auch an meiner etwas ungeschickt aufgetragenen Schminke zu erkennen. Schließlich mein Alter. Vor einem jungen Mädchen hat niemand große Angst.

»Ja bitte?«, fragt er distanziert, aber nicht unfreundlich. In seinem klaren Englisch schwingt deutlich der niederländische Akzent mit. Er beobachtet mich, schätzt mich ein, prüfend, sondierend. Hinter seinen Augen scheint ein Feuer zu brennen, das er sorgfältig verschlossen hält. Ein leichter Kitzel rieselt durch meinen Hals. Er sieht wirklich gut aus!

»Bitte entschuldigen Sie, dass ich

Ihnen hier so auflauere, Mr van Brueggen, aber Ihr Sekretariat wollte mich nicht durchstellen, deshalb bin ich Ihnen heute Morgen hierher gefolgt.«

Hier zieht er die Brauen hoch und mustert mich misstrauisch. Ich bemühe mich, nervös und etwas zerknirscht zu wirken. Von Berufs wegen spricht er niemals mit Reportern oder anderen naseweisen Menschen und ist entsprechend vorsichtig.

»Mein Name ist Jana Talker, ich studiere Politikwissenschaft in Berlin und Amsterdam. Für eine Seminararbeit recherchiere ich gerade über die APLA, die ›All People Liberation Army‹ in Uganda. Ich weiß nicht, ob Sie mir hier helfen können, aber in einem Artikel in

der ›Financial Times‹ wurde einmal Ihr Unternehmen genannt. Zwar nicht im direkten Zusammenhang mit der APLA, aber vielleicht können Sie mir ja trotzdem ein paar Hinweise geben. Oder mir sagen, an wen ich mich wenden kann.« Diesen Text stoße ich recht atemlos hervor, ganz die blutjunge Studentin, nervös beim Gespräch mit einem erfahrenen Geschäftsmann.

Dann warte ich gespannt. Wenn die APLA zu seinem Kundenkreis gehört, dann dreht er sich gleich mit einem knappen »Kein Kommentar« um und geht. Aber dieses Risiko ist gering. Die APLA hat meinen Nachforschungen gemäß nicht genug Geld, um sich teure Softwaresysteme leisten zu können.

»Das ist aber ein ungewöhnliches Thema«, meint Georg dann langsam und mustert mich immer noch. »Vielleicht sogar gefährlich. Die APLA ist ein bunter Haufen von ziemlich ... hm ... abenteuerlichen Leuten. Denen würde es sicher nicht gefallen, wenn zu viel über sie berichtet wird.«

»Ich weiß!«, antworte ich schnell. »Das soll auch keine Veröffentlichung geben. Aber mein Professor steht auf diesen Scheiß, und ich will eine Eins bei der Arbeit.«

Georg lacht. Ein gutes Zeichen. Ich lächle ihn zaghaft an und schlage mädchenhaft die Wimpern hoch.

»Also schön!« Er sieht kurz auf seine Armbanduhr (eine dieser sündteuren

Schweizer Edelmarken) und nickt mir verbindlich zu. »Zwischen dem letzten Gespräch und dem nächsten habe ich zwei Stunden Zeit. Eigentlich wollte ich noch kurz in die Firma, aber im Moment steht nichts Dringendes an. Was halten Sie davon, wenn ich Sie zum Essen einlade?«

Ich reiße überwältigt die Augen auf.

»Im Ernst? Wow, das ist ... Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll!« Dabei breite ich erfreut die Arme weit aus. Mein knapper Blazer klafft auseinander und gibt den Blick auf das tiefe Dekolleté meiner Bluse frei. Sein Blick rutscht hinein. In manchen Dingen sind Männer so berechenbar wie ein Lichtschalter.

Ich erlaube, dass er mich freundschaftlich am Ellenbogen nimmt und mich von der Lounge in das Restaurant des Fünfsternehotels führt. Das »Karel V« ist das erste Haus am Platz, was es zu seinem natürlichen Biotop macht. Fünf Minuten später hat Georg formvollendet in Französisch für uns beide bestellt und mir einen leichten Weißwein aufgedrängt.

»Also gut, die APLA«, nimmt er den Faden wieder auf. »Der Kopf ist ein gewisser Major James Umbriega. Eigentlich nur ein Leutnant, aber er behauptet, bei der Beförderung übergangen worden zu sein.« Georg grinst mir vertraulich zu. Ich grinse verständnisinnig zurück. Natürlich steht

er weit über solch profanen Dingen, wie dem Streben nach einem oder zwei Sternen mehr auf einer Schulterklappe. Ich kritzelte eifrig auf meinen billigen Notizblock.

»Denken Sie, dass die APLA ein wichtiger Faktor im politischen Gefüge in Zentralafrika ist?«, spule ich die erste meiner studentischen Fragen ab und sehe erwartungsvoll zu ihm auf.

»Nein, eigentlich nicht. Umbriega hat zwar ein paar hundert Leute um sich gescharrt, aber er hat keine ordentliche Geschäftsbasis«, doziert Georg, ganz geopolitischer Experte.

Ich lausche, kritzle, nicke.

»Er hat weder Rauschgift, das in seinem Gebiet angepflanzt wird noch

kann er Waffen an irgendjemanden schmuggeln noch hat er politische Geldgeber im Hintergrund. Nein« – er nimmt einen Schluck Wein – »Umbriega hat lediglich das Vakuum in den Provinzen ausgenutzt, den der letzte Bürgerkrieg hinterlassen hat. Sobald wieder jemand fest im Sattel der Regierung sitzt, wird Umbriegas Truppe eine der ersten sein, die sich unterwirft. Solange kann er noch plündern und morden und von einer glorreichen Zukunft als Staatsmann träumen, aber dann wird er ziemlich schnell weg vom Fenster sein.«

»Aha, das ist sehr interessant! So etwas steht nicht in den Zeitungen, da wird mein Prof richtig begeistert sein!«,

frohlocke ich und beuge mich noch tiefer über meinen Block. Meine Bluse kann so etwas nach vorn hängen und den Blick auf meine Brüste freigeben. Die Tatsache, dass ich noch zwei Sätze schreiben muss, gibt Georg genügend Zeit, sie gebührend zu bewundern. Seine Frau sieht auch sehr schlank aus, fast dünn. Ich vermute also, dass er auf meine Formen steht. Der Gedanke an die Verlockungen, die vor uns liegen, lässt meine Nippel schön hart werden. Auch das ist durch die dünne Bluse gut zu sehen.

Wir unterhalten uns angeregt über Afrika und über alles mögliche andere. Die Rolle einer jungen, unerfahrenen, aber geistreichen Studentin liegt mir, die

Zeit mit Georg macht richtig Spaß. Und ihm geht es ganz ähnlich, wie ich aus seinen Reaktionen entnehme.

»Jetzt ist es aber genug mit der Politik!«, bestimmt er schließlich, als das Essen kommt. »Erzählen Sie mir lieber von sich.«

»Ach, da gibt es nicht so viel zu erzählen«, wehre ich ab. »Ich komme aus der Nähe von London, meine Eltern waren Lehrer. Aber sie sind vor ein paar Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen.« Das mit London stimmt. Das mit dem Autounfall nicht. Kurz blitzt das verzerrte Gesicht meines Stiefvaters in meinem Kopf auf. Er greift sich an den Hals, wo das Blut in einem breiten Schwall aus einem tiefen Schlitz quillt.

Den habe ich dort hineingeschnitten. Ich war vierzehn Jahre alt.

Georg nickt mitfühlend.

»Na, und dann bin ich bei entfernten Verwandten in Colchester aufgewachsen. Nach der Schule bin ich ein wenig herumgereist, und seit drei Jahren studiere ich jetzt in London.« Die paar Jahre auf dem Babystrich in London und die ganzen Toten lasse ich der Einfachheit halber weg, das interessiert Georg bestimmt nicht so.

»Und was wollen Sie nach dem Studium machen?«, fragt er nach.

»Tja, weiß ich noch nicht. Vielleicht in die Entwicklungshilfe gehen, eine NGO oder so. Oder zur UNO, aber dafür sind meine Fremdsprachenkenntnisse

vielleicht nicht gut genug. Oder ich werde halt Lehrerin wie meine Mutter.«

Wir lachen über diesen schwachen Scherz, und glücklicherweise kann er nicht sehen, wie meine Gedanken kurz ungewollt abschweifen und ich das hagere, von Alkohol und Drogen völlig verwüstete Gesicht meiner Mutter vor Augen habe. Als das Feuer die schäbige Wohnung im sechsten Stock und die Leiche meines Stiefvaters verschlang, da ist sie in ihrem Bett vermutlich einfach explodiert, so viel Schnaps muss da schon durch ihre Adern geflossen sein. Ich schlucke schnell den rabenschwarzen Hass wieder hinunter, der mit der Gewalt einer Wasserstoffbombe in mir aufwallt. Hass auf meinen wirklichen

Vater, der kurz nach meiner Geburt abgehauen ist und den ich nicht kenne. Hass auf meine lebensuntüchtige, weinerliche Mutter. Hass auf den Stiefvater, das elende Schwein, das jetzt hoffentlich in der Hölle brutzelt.

Georg erzählt dann auch ein wenig über sich selbst. Vornehmlich Heldengeschichten. Wie er sein Informatikstudium mit Programmierarbeiten finanzieren musste, wie er direkt danach seine Firma gegründet hatte und wie er erfolgreich war mit allem, was er anpackte. Mein Haus, mein Auto, meine Yacht!

Ich mache ein gebührend beeindrucktes Gesicht und die richtigen Geräusche an den richtigen Stellen.

Abgesehen davon versuche ich, ihn nur als Körper zu sehen, nur als attraktiven Mann. Das wird es später einfacher machen.

Die zwei Stunden vergehen wie im Flug. Als er bedauernd auf die Uhr sieht und die Rechnung kommen lässt, und dabei meine schwachen Versuche, selbst zu bezahlen, mit einer lässigen Handbewegung wegwischt, da packe ich meine Notizen ein und erkläre ernsthaft: »Das war das beste Gespräch, das ich seit langer Zeit führen durfte. Ich möchte mich ganz herzlich bei Ihnen bedanken, Mr van Brueggen. Ahem – dürfte ich Sie nochmals ansprechen, wenn ich meine Arbeit geschrieben habe? Ein paar Detailinformationen vielleicht noch? Für

den letzten Schliff, meine ich? In zwei oder drei Wochen etwa?«

Georg überlegt nur kurz.

»Nächste Woche bin ich in Warschau und in Kiew. Aber wissen Sie was, Miss Talker? Am Siebzehnten ist eine Tagung über Sicherheitspolitik in Brüssel, an der ich teilnehmen werde. Im ›Hotel Metropole‹. Was halten Sie davon, wenn wir uns an dem Abend nochmals treffen?«

»Oh – das wäre wundervoll! In dieser Woche bin ich ohnehin in Amsterdam, da würde ich ja sogar das Geld für einen Flug sparen!« Natürlich weiß ich, dass er bereits auf der Teilnehmerliste für diese Tagung verzeichnet ist und habe auf diesen Vorschlag halb gewartet.

»Na, sehr schön!« Er lächelt mich onkelhaft an. »Das können Sie bestimmt besser für etwas anderes ausgeben!«

Da hat er sogar recht. Ich kaufe mir für jeden Auftrag eine neue Waffe.

Kapitel 3

Donnerstag, 14.08.08, 06:20 Uhr

In den letzten drei Tagen vor einem Abschluss spule ich immer das gleiche Programm ab. Das gibt mir Sicherheit. Auch wenn ich schon eine ganz gute Routine habe, so ist die Erledigung eines Auftrages doch auch für mich immer aufregend. Insbesondere, wenn ich das – wie im Fall von Georg – mit gewissen anderen Zielen verbinde.

Jetzt stehe ich in einem kleinen, schwankenden Boot mitten im See eines

aufgelassenen Kieswerkes im östlichen Suffolk. Seen sind insofern praktisch, als dass alle Kugeln, Patronenhülsen und sonstige Spuren meiner Übungen sofort untergehen und verschwinden. Zudem ist es weit anspruchsvoller, auf dem Wasser etwas zu treffen, als auf dem festen Land.

Ich halte meine neue Pistole in beiden Händen. Eine Beretta M9 mit Schalldämpfer. Nicht unbedingt meine Lieblingswaffe, aber es gibt so viele davon auf der Welt, dass Nachforschungen nach der Herkunft fast immer im Sand verlaufen.

Eine Reihe von dumpfen »Plopps«, heftiger Rückstoß in meinen Armen. Der Nachen fängt wild zu schaukeln an,

obwohl ich bereits gegen die Eigenfrequenz der Bewegung feuere. Trotzdem treffe ich fünf von den sechs Plastikflaschen, die – je mit einem Stein beschwert – etwa fünfzehn Meter vor mir treiben. Gut, aber noch nicht gut genug. Ich werfe eine neue Runde Plastikflaschen über Bord. Als ich diese abschieße, steht für einen Sekundenbruchteil das Bild von Jean zwischen mir und den Zielen.

Jean? Ich runzle die Stirn. Warum denke ich an ihn?

Ach, richtig!

Er war der Erste. Und bei ihm habe ich auch eine Beretta mit Schalldämpfer benutzt.

Nicht mein erster Klient. Und schon

gar nicht der erste, den ich umbrachte, aber mit ihm hatte ich den ersten Orgasmus meines Lebens. Da war ich immerhin schon neunzehn.

Eigentlich ist es ein Wunder, dass ich überhaupt sexuell etwas empfinden kann. Wenn man mit zwölf von seinem volljährigen Halbbruder missbraucht wird, und wenn der Stiefvater das entdeckt, daraufhin den Halbbruder hinauswirft und einen selbst missbraucht, dann entwickelt sich zwangsläufig einiges nicht ganz normal.

Die vielen Freier danach halfen auch nicht gerade. Dass ich mir in der Zeit nichts Schlimmeres als ein paar Streptokokken eingefangen habe, ist ein zweites Wunder.

Und als mein drittes persönliches Wunder betrachte ich es, dass dieser völlig zugehörnte Russe in dem Luxushotel in London mir nicht wirklich die Brüste abschnitt, als er in dem Bett auf mir saß und mit dem riesigen Messer herumfuchtelte. Er erwischte mich nur am Arm, als ich ihn abwarf und schreiend zur Tür lief. Nur um festzustellen, dass sie abgeschlossen war. Als er schon brüllend auf mich zukam, da fiel mir gerade noch rechtzeitig auf, wie sein Jackett so einseitig auf der Stuhllehne hing. Und nur der soliden Schulung durch Fernsehkrimis ist es zu verdanken, dass ich von der Notwendigkeit wusste, eine Waffe zu entsichern, bevor man damit

schießen kann. Ich glaube, nicht vielen siebzehnjährigen Nuten ist das klar. Von den acht Kugeln trafen damals nur zwei, aber das genügte.

Dass mich danach Antonia als erste fand und nicht die Polizei, ist entweder Teil von Wunder Nummer drei oder bereits Nummer vier. Ich stand stundenlang wie paralysiert vor dem erkalteten Leichnam des Russen, und als sie durch die Tür kam, da drehte ich mich in einer wunderschön fließenden Bewegung um, brachte die Knarre makellos in Anschlag und drückte mehrmals ab.

Mehrmaliges Klicken.

Aber Antonia war so beeindruckt, dass sie den Russen – einer ihrer

Auftragskiller, der ohnehin unzuverlässig geworden war – einfach durch mich ersetzt. Sie vertuschte meine Beteiligung und ließ mich untertauchen. Auch sorgte sie für diese spaßige Grundausbildung in irgend so einem namenlosen Kaff in Kasachstan. Drei Monate pausenlos Schießen, Sprengen, Verkleiden, Verhören, und danach durfte ich Männer abknallen und bekam sogar noch Geld dafür ... Ich fühlte mich wie neu geboren.

Seitdem ist sie meine Agentin. Von ihr bekomme ich meine Aufträge, mein Honorar und was ich sonst noch so brauche. Ich weiß nicht einmal genau, wer sie eigentlich ist oder was sie macht, welche Funktion sie in welcher

Organisation hat. Wenn sie ehrlich spielt, dann muss ich das nicht wissen. Wenn nicht, dann bin ich sowieso tot, also was soll's?

Jean war mein vierter Auftrag von Antonia. Damals zählte ich noch mit, deshalb weiß ich das so genau. Bei ihm schlüpfte ich wieder in meine alte Rolle als Nutte, um in sein schwer bewachtes Hotelzimmer in Straßburg zu kommen. Er war ein hohes Tier bei der französischen Mafia, das las ich danach in der Zeitung. Ursprünglich wollte ich ihn mit dem Schalldämpfer erledigen, sobald wir im Zimmer waren und ich die vorher deponierte Waffe aus dem Versteck geholt hatte. Aber mit dem Wissen, dass ich ihn bald töten würde,

da fand ich seine ersten Annäherungen unvermutet reizvoll. Also ließ ich zu, dass er mich fickte, und war selbst am meisten überrascht, dass ich mich ihm völlig hingeben konnte, bis hin zu einem grandiosen Höhepunkt.

Seitdem ist mir klar, dass ich Sex nur mit Männern genießen kann, die völlig in meiner Hand sind und die gleich darauf von dieser meiner Hand sterben werden. Alle anderen Situationen lassen mich absolut kalt, oder schlimmer: wecken böse Erinnerungen. Ich bin also in gewisser Weise von meinem Beruf abhängig.

Jaja, ziemlich krank, ich weiß. Aber ich habe nicht darum gebeten, so zu sein. Ich bin nur das Produkt meiner

Umgebung, wie es in diesen aufgeblasenen Psycho-Selbsthilfe-Ratgebern immer steht. Also bin ich quasi unschuldig, oder?!?

Und, hey, ich finde meinen Beruf nicht so übel. Interessante Menschen, herausfordernde Aufgaben, gute Bezahlung. Was kann man mehr von seinem Job erwarten???

Kapitel 4

Sonntag, 17.08.08, 20:45 Uhr

Vor dem »Hotel Metropole Brussels« ziehe ich mein Handy – ein noch unbenutztes Prepaid aus einer verlässlichen Quelle – und rufe John in London an.

»Hallo John, tut mir leid, dass ich so spät noch störe. Aber ich muss bis

morgen meine Arbeit ausdrucken und der Treiber spinnt wieder! – Ah – Meinst du? – Okay, dann mach ich das mal ... – Ja, scheint zu funktionieren! Jetzt druckt er. Super, ganz lieben Dank! Äh – bist du heute Abend da, falls er noch mal ausfällt? Darf ich dich dann anrufen? Danke, du bist ein Schatz! Ich wünsche dir noch einen schönen Abend, mach's gut!«

John ist ein Kommilitone, so ein Computerfreak, und außerdem ein wichtiger Teil meines Alibis. Das Handy läuft über eine kleine Digitalschaltung, die ich ganz legal per Internet in einem Elektronikshop in Israel gekauft habe. Der Anruf an John geht so anscheinend von meiner

Londoner Wohnung über mein Festnetz-
Telefon nach draußen. Die
Verbindungsaufstellungen auf der
Telefonrechnung weisen zweifelsfrei
meine Anwesenheit nach. Und die
Protokolle über die Internet-
Verbindungen mit regelmäßigen
Tastendrücken, die gerade erstellt
werden – ein kleines Programm, das ich
selbst geschrieben habe – beweisen
vollends, dass ich an diesem Abend in
meiner Bude verschanzt an meiner
Arbeit getippt habe. Titel: »Bildung und
Zerfall von paramilitärischen Gruppen
in Zentralafrika am Beispiel der APLA,
Uganda. Ein lebenszyklustheoretischer
Ansatz.« Inzwischen kenne ich mich so
gut mit diesem akademischen Mist aus,

dass ich vermutlich noch promovieren muss. Hm, das ist eine schöne Vorstellung: »Darf ich Ihnen meine Visitenkarte überreichen: Dr. Jana Walker. Profi-Killerin«. Dabei habe ich nicht mal das Abitur. Die Urkunde ist eine Fälschung, genau wie mein Pass.

Ich betrete die Hotellobby. Alles glänzt hier, Kronleuchter, teure Edelhölzer, Stuck, Messing und Gold in Hülle und Fülle. Das »Metropole« ist das einzige Luxushotel aus dem 19. Jahrhundert, das es im Brüsseler Zentrum immer noch gibt und die Einrichtung lässt nichts unversucht, einem dies ständig unter die Nase zu reiben.

Mein Weg führt möglichst weit weg

von der Rezeption, hinein in die verwinkelten Gänge und Räume des Tagungsflügels. Trotzdem folgen mir etliche Augenpaare, als ich in meinem duftigen, weißen Kleid vorüberschwebe, eine elfenhafte Gestalt mit wehenden dunkelbraunen Haaren. Auch dies ist ein Teil der Tarnung.

Zwei Wochen zuvor hatte ich bereits ein anderes Telefonat geführt, ebenfalls auf Niederländisch. Oder Flämisch, wie die Belgier hier dazu sagen.

»Spreche ich mit Denise? Hier ist Anne Spreuw, Privatsekretariat von Mijnheer van Brueggen. Ich würde Sie gern im Auftrag meines Chefs buchen. Für Sonntag, den siebzehnten August, ab dreiundzwanzig Uhr im ›Metropole‹.

Wäre das möglich, sind Sie noch frei? Ah, das ist schön! Mein Chef möchte, dass Sie in einem schlichten, weißen Kleid mit Spaghettiträgern kommen, mit weißer Handtasche. Falls Sie nichts Passendes haben, dann kaufen Sie es bitte und setzen es mit auf die Rechnung. Ach ja, und offene Haare bitte – da ist er eigen. Wie bitte? Ja, genau, Barzahlung am Abend. Ich rufe Sie dann an diesem Abend an und gebe Ihnen die Zimmernummer durch, ja? Sehr schön! Ich bedanke mich und wünsche Ihnen noch einen schönen Tag! Op Wiederhoeren!«

Das Internet ist eine herrliche Sache, ich weiß nicht, wie die Leute früher ohne überleben konnten! Denise hatte ich

problemlos im Netz über ihre Bilder bei einer Brüssler Escort-Agentur aufgetrieben. Sie hat etwa meine Größe und Figur, was ich bei einer persönlichen Inaugenscheinnahme in einem Café prüfte. Sie wunderte sich lediglich, warum der angekündigte Kunde nicht auftauchte und ging schließlich wieder nach Hause. Bei dieser Gelegenheit fand ich auch heraus, wo sie wohnt, dass sie mit einem Mann mit anderem Nachnamen zusammenlebte und dass er offenbar nichts von ihrem einträglichen Nebenberuf als Callgirl wusste. Alle Zutaten für ein perfektes Szenario also!

»Miss Talker! Wie schön, Sie wiederzusehen!«

Georg erwartet mich an der kleinen Bar im 3. Stock. Er trägt einen schicken, anthrazitfarbenen Anzug, eine grellorangefarbene Krawatte und irgendetwas Glitzerndes an den Manschetten. Dabei strahlt er mich an wie ein Immobilienmakler, der einer älteren Dame die Vorzüge eines Anwesens erklärt, und genießt sichtlich meinen feminin zurecht gemachten Anblick. Ich wiederum genieße seinen Blick, wie er über meinen Körper streicht, und spüre prickelnde Vorfreude durch die Schenkel ziehen.

»Ganz, ganz herzlichen Dank, dass Sie sich nochmals Zeit für mich nehmen, Mr van Brueggen!«, bedanke ich mich artig. »Ich bin fast fertig mit der Arbeit, aber

ein paar Punkte möchte ich Sie noch fragen.«

»Aber gern. Was möchten Sie trinken?« Er weist auf den Barhocker neben sich.

Nicht gut. Zu viele Leute ringsum.

»Oh, das ist nett, aber könnten wir vielleicht irgendwohin gehen, wo es ein wenig ruhiger ist als hier? Von dem Getippe am Computer habe ich schon den ganzen Tag Kopfweg, und ich möchte mich doch konzentrieren.«

»Ach wirklich. Nun, vielleicht ein Spaziergang ... oder ...«, er tut so, als falle ihm das ganz spontan ein und schafft es fast, mir dabei nicht in den offenerzigen Ausschnitt zu glotzen, »... wir können uns auf meinem Zimmer

unterhalten, dort ist es ganz still.«

»Wäre das möglich? Oh, das ist super. Ich weiß gar nicht, wie ich mich bei Ihnen bedanken kann.«

Seine Augen leuchten auf, und ich kann förmlich das Textband dahinter lesen: »Da fällt mir schon was ein, Kleine!«

Gleich darauf sind wir in seinem Zimmer im fünften Stock, eine Suite mit großem Schlafzimmer, einer Teeküche und einem Eck mit Schreibtisch, alles geschmackvoll-traditionell-modern in Terrakotta und Beigeweiß eingerichtet. Er geleitet mich formvollendet zum Ecksofa und hat mir einen Champagner aufgetischt, noch bevor ich den Block, nun schon halb vollgekritzelt, aus meiner großen und verdächtig schweren

Handtasche ziehen kann. Wie ich so in bemühter Unbehaglichkeit auf der Kante des Sofas kauere, da presst sich diese angenehm von unten gegen meinen Unterkörper und ich reibe die Schenkel ein wenig aneinander. Er bemerkt es aus den Augenwinkeln und verschüttet etwas von dem teuren Zeug.

»Also, Mr van Brueggen ...«, beginne ich.

»Georg, bitte!«

»Wie bitte? Äh, also ... das ist ...« Ich räuspere mich. »Gut. Georg. Ich heiße Jana.«

»Schön, dass Sie heute Abend da sind, Jana!« Er hält mir seine Champagnerflöte hin, das Feuer in den Augen immer noch sorgsam verborgen.

Die Gläser klingen elfenfein beim Anstoßen.

»Also, Georg«, versuche ich es erneut, »ich habe etwas über diesen Major, diesen James Umbriega nachgeforscht. Sie sagten ja, er hätte keine Verbindungen. Aber wussten Sie, dass er drei Jahre bei den Jesuiten gelebt hat und dass er einen unehelichen Sohn mit einer Philippinerin hat, der in Manila lebt?«

Georg setzt das Glas ab und sieht mich erstaunt an.

»Nein«, meint er langsam und mustert mich mit neuem Respekt. »Das wusste ich noch nicht.«

Kein Wunder. Es ist ja auch schlicht von mir erfunden.

Ich klatsche begeistert in die Hände.
»Wow! Das ist krass! Ich dachte nicht,
dass ich Sie damit wirklich überraschen
könnte. Jedenfalls ...«, hier beuge ich
mich wieder enthusiastisch weit vor, »...
das könnte doch der fehlende Link sein,
oder? Die Jesuiten mischen auch an
anderer Stelle in Afrika mit, und auf den
Philippinen gibt es genug Rauschgift für
alle Diktatoren der Welt, oder etwa
nicht?«

Er lehnt sich nach einem intensiven
Blick in meine Auslage zurück und denkt
nach. Die Rädchen in seinem Kopf
klicken fast hörbar, als er sich auf der
Grundlage meiner Falschinformation ein
neues Bild der Situation einige tausend
Kilometer südlich von uns bastelt. Dann

nickt er langsam und sieht mich bedeutungsvoll an.

»Jana, wenn das wirklich stimmt, dann haben Sie einen Volltreffer gelandet! Die Geheimdienste wissen so etwas vermutlich, aber die Öffentlichkeit bis jetzt noch nicht.« Er beugt sich vor und nimmt vertraulich meine Hände in die seinen. Kühle Haut in warmem Griff. Für einen irritierenden Augenblick lang fühlt es sich so an, als befänden sich meine Finger in einer körperwarmen Bärenfalle, kurz vor dem Zuschnappen. Ich schüttele diese Empfindung schnell ab und hole tief Luft, damit sich die Umrisse meiner Brüste schön gegen das eng anliegende Kleid drücken.

»Wenn Ihr Professor das von Ihnen

liest und daraus vielleicht eine eigene Veröffentlichung oder einen Artikel macht, dann ist Ihnen die Eins garantiert, das verspreche ich Ihnen.«

»Ehrlich?«, hauche ich überwältigt.

»Ja, bestimmt! Für so etwas leben diese Theoretiker doch. Und falls er keine Lust hat, selbst etwas zu schreiben, dann kann er die Information vielleicht an die ›Financial Times‹ verkaufen oder so.«

Ich sinne kurz nach, dann grinse ich, mache mich aus seinem Griff los und hebe das Sektglas wieder.

»Das ist die beste Nachricht, die ich seit langem gehört habe, Mr van ... Georg! Ich habe mich so verrückt gemacht mit diesem Paper, ich bin seit

Wochen gar nicht mehr richtig zum Leben gekommen! Mein Gott, da habe ich jetzt ja einen richtigen freien Abend!«

Das ist vielleicht eine Spur zu direkt aufgetragen, aber wir stehen schließlich etwas unter Zeitdruck. In knapp zwei Stunden wird Denise anklopfen.

Er schöpft keinen Verdacht, sondern stimmt leutselig ein und stößt erneut mit mir an. Die Prickelperlen rinnen ganz köstlich durch meine Kehle, die Härchen auf meinen Armen stellen sich erwartungsvoll auf.

Da kommt er auch schon. Noch während ich das Glas wieder absetze, hat er sich auf dem Sofa dicht neben mich geschoben und legt mir nun

vertraulich eine warme Hand auf den Schenkel. Hm. Ein wenig plump. Ein bisschen mehr Eleganz in der Anmache hätte ich eigentlich schon von ihm erwartet.

»Jana, Sie sind eine höchst intelligente, sehr interessante Frau.« Seine Stimme ist sonor, rau, verführerisch. Das Feuer hinter seinen blaugrauen Augen darf nun ein wenig aus den Luken sprühen. »Sie haben sich diesen freien Abend wirklich verdient! Was halten Sie davon, wenn wir den zusammen verbringen? Ich denke ... nein! Ich bin ganz sicher, dass ich weiß, wie ich Sie ein wenig von der trockenen wissenschaftlichen Arbeit ablenken kann ...«

Ich starre ihn an, mit der richtigen Mischung aus Überraschung und Erschrecken, gewürzt mit einer Prise Neugier und einem Hauch erotischer Bereitschaft. In mir steigt das bekannte warme Gefühl auf. Noch mehr Gänsehaut, verbunden mit Kitzeln im Magen und mit einem beginnenden Sehnen weiter unten.

»Aber Mr ... Georg ... das ist ... ich weiß nicht, ich sollte doch ... also ...«

Komm schon, Georg, wie lange muss ich denn hier noch herum stottern! Dennoch bereitet mir diese abgekartete Verführung unheilige Freude und tiefe Genugtuung. Die Gründe dafür erahne ich nur, aber im Moment sind mir meine verborgenen Motive auch ziemlich egal.

Sanft legt er eine Hand um meine Wange, dreht meinen Kopf etwas zu sich hin, kommt nun mit hypnotischem Blick näher und küsst mich. Seine Lippen sind fest, fast hart, und lassen den starken Willen dahinter mehr als nur vermuten.

Ich verharre einige Anstandssekunden völlig bewegungslos und sehe ihm nur perplex in die Augen. Dann erlaube ich mir ein vorsichtiges Ausatmen, ein halbes Schließen meiner Augenlider und eine ganz leichte Erweichung meiner zuvor noch starren Lippen. Eine zögerliche, halbe Bereitschaft, auf das Spiel einzugehen.

Mehr braucht ein Mann der Tat wie Georg auch nicht. Er küsst mich erneut, intensiver jetzt, und seine Hand schiebt

sich weiter auf meinen Hinterkopf, verbaut mir jeden Fluchtweg. Ich genieße die dunkle, männliche Energie, die er ausstrahlt, und in die ich mich hineinfallen lassen möchte, in der ich baden möchte, mit der ich mich durchdringen lassen möchte ...

Dennoch halte ich meine Lippen geschlossen, passiv. Er soll sich ruhig noch ein wenig um mich bemühen, umso erfüllender wird dann die Freude über den Jagderfolg für ihn sein.

Als er den Kuss löst, da sehe ich ihn aus leicht schwimmenden Augen an, atme vernehmlich ein und aus, und murmle: »Georg ...«

Er lächelt mir zu. Vertrauen erweckend. Solide. Fest. Wie er einer

jungen Mitarbeiterin zulächeln würde, die sich nicht sicher ist, ob sie die Aufgabe packt, die ihr Chef ihr gestellt hat. Dann lässt er seine Fingerspitzen weiter wandern, über mein Ohr, meinen Wangenknochen, meinen Mund. Bei diesem überaus angenehmen Reiz öffne ich die Lippen ein wenig und deute einen Kuss auf seine Fingerkuppen an. Der kaum hörbare Schmatzlaut bleibt wie ein süßer Duft in der stillen Luft hängen.

Mein Hals ist ein wenig trocken vor aufsteigender Erregung. Also schlucke ich sehr vernehmlich, als weiteres Zeichen meiner anhaltenden Verwirrung. Die Bewegung lenkt seinen Blick auf sich und tiefer. Ich muss nicht nachsehen. Ich spüre, wie beide Brustwarzen hart

aufgerichtet sind und wie sie sich prickelnd durch den dünnen Stoff von BH und Kleid – beides verführerisch knapp und dünn – drängen wollen.

Georg lächelt jedoch ganz leicht und weist mit dem Kinn darauf. Ich folge seiner Geste und betrachte nun meine stiftartig aufgerichteten Knöpfchen von oben. Innerhalb des weißen Stoffäquators des Kleides sind sogar die oberen Ränder der Höfe zu erkennen, gerade oberhalb des halbdurchsichtigen BHs.

»Du bist erregt!«, stellt er mit raunender Stimme fest.

»Ja ...«, bekenne ich leise. Dann ergreife ich seine Hand und schiebe sie mir auf die rechte Brust. Sein Griff

schließt sich um das zarte Fleisch, erfahren und bestimmt. Die Finger strahlen Hitze aus und Begierde. Ich atme ganz tief ein, dränge mich gegen diesen Halt und kann spüren, wie meine Brüste durch die Erregung anschwellen, während mein Herz nun langsamer und tiefer zu schlagen scheint.

»Seit wir uns in Amsterdam gesehen haben ...«, beginne ich, stocke dann, und lasse mir gern von einem neuen, zudringlicheren Kuss das Wort abschneiden. Nun drängt er mich ernsthaft nach hinten, bis ich gegen die Lehne des Sofas stoße. Seine Hand ist immer noch wie festgeschweißt um meine Brust geklammert. Die andere hat den Griff um meinen Schenkel

aufgegeben und umfasst nun meine Taille und meinen Rücken.

So, nun dürfte ich dem Anstand, der Tugend, und den guten Sitten genügend lange entsprochen haben, um seinem Bild der jungen, von einem Lebemann überrumpelten und überwältigenden jungen Frau zu entsprechen. Zeit, auch einmal ein wenig an mich zu denken.

Ich seufze sehnsuchtsstief unter seinem Kuss und öffne ihm nun bereitwillig meine Lippen. Gleichzeitig dränge ich mich gegen ihn, suche den Kontakt unserer Körper und schlinge langsam beide Arme fest um ihn, ziehe mich näher an Georg heran. Er verliert keine Zeit, mir seine feste Zungenspitze zwischen die Zähne zu schieben und

damit meine Kiefer weiter auseinander zu drücken, bis wir uns in einem endlos langen, unendlich süßen, tiefen Zungenkuss ineinander verbissen haben. Ich öffne die Schachtel meiner Expertise etwas und lecke ihm mit der empfindlichen Oberseite meiner Zunge der Länge nach über die seine. Er steigt begeistert auf dieses Spiel ein und wir bleiben keuchend und drängend in dieser unbequemen Stellung, während unsere Zungen sich nass umschlingen, verhaken und gegeneinander drängen.

Dazu schiebt er nun seine Hand von seitlich oben in meinen Ausschnitt, gleich unter den BH, und direkt auf meine nackte Brust. Das kommt jetzt eigentlich etwas zu früh für mich, wäre

schön, wenn er es spielerischer angepackt hätte. Aber andererseits läuft die Zeit und ich beschließe, mich auf sein Tempo einzulassen. Also wölbe ich ihm erwartungsvoll den Brustkorb entgegen. Er tastet gierig über den weichen Hügel und drückt seine Fingerspitzen hart hinein, bis er durch den Busen hindurch meine Rippen erspürt. Ungewohnt, aber das hat was, das muss ich zugeben.

Ich lasse mich weiter zur Seite und rückwärts sinken, und gleich darauf liegen wir heftig schnaufend auf dem Sofa, er halb über mir. Ich erwarte, dass er nun ein Knie zwischen meine Schenkel schiebt und es gegen meinen Unterleib drückt. Unwillkürlich nehme

ich meine Beine etwas auseinander.

Stattdessen bricht er den Kuss ab, stützt sich über mir hoch und betrachtet mich in aller Ruhe. Ich sehe aufmerksam zu ihm auf, schwer atmend, aber völlig ruhig und hingebungsvoll. Da nimmt er seine Hand aus meinem Dekolleté, fährt mit einem Finger in aller Ruhe an der Mittelnäht des Kleides entlang nach unten, über meinen empfindsamen Bauch, tiefer, bis dorthin, wo erst mein Venushügel aufragt und der Bogen dann nach innen schwingt. Seine Finger legen sich breit und fest auf meine ganze Scham und er greift richtig zu. Hält mich. Wie an einer Griffmulde.

Ich reiße die Augen auf und muss die Überraschung diesmal nicht spielen.

Dieser Zugriff auf meine intimste Stelle kommt unvermutet, und für einen Lidschlag drohen sich andere, finstere Eindrücke von solchen Berührungen dazwischenzuschieben und meine Lust in nacktes Entsetzen zu verwandeln. Stattdessen denke ich schnell daran, wie die Kugel seinen Kopf durchschlagen, ein winziges Loch an der Stirn hinterlassen und ein gewaltige Öffnung in die hintere Knochenschale reißen wird. Wie Blut und Hirn das Kissen durchtränken werden. Wie das Leben aus seinen Augen verlöschen wird, einer Kerze im Luftzug gleich.

Ich bin die Herrin über Leben und Tod! Was auch geschieht, letztlich ist es mein Wille, der zählt! Ich bin die

allerletzte Instanz! Ich bin sicher, mir kann keine Gefahr drohen!

Hitzige Wollust wallt in meinem Unterleib auf, ich ächze genüsslich, spreize die Schenkel weit auf und reibe mich langsam und bebend an seinen Fingern. Dabei sehe ich ihm in die Augen – noch funkeln sie – und halte nichts von meiner Erregung zurück. Auch Georg keucht jetzt höchst angetörnt und presst meine Schamlippen hart zusammen. Ich rolle mein Becken lasziv hin und her, um ein Maximum an Reibung und Lust aus dieser fast wütenden Liebkosung zu ziehen.

»Deine Brüste!«, sagt er nun in freundlichem, aber seltsam flachen Ton zu mir. »Ich will sie sehen.«

Ohne den Blickkontakt zu ihm abreißen zu lassen, knöpfe ich aufreizend langsam das Kleid etwas weiter auf und ziehe die Vorderseiten auseinander. Er verfolgt die Schau erhitzt, aber gefasst. Klar, das ist beileibe nicht das erste Mal, dass er dieses Spiel mit einer rolligen jungen Katze wie mir spielt, das wirft ihn nicht aus der Bahn. Da muss ich schon andere Kaliber auffahren. Nun, wir werden sehen.

Ich ziehe den elastischen Rand der dünnen BH-Körbchen weit nach unten. Irgendetwas reißt, aber ich achte nicht darauf. Beide Hügelchen liegen nun im Freien und zittern leicht, unter meinem Herzschlag, wegen der Erregung und weil ich in der kühlen Luft ein wenig

fröstle. Die Knospen stehen immer noch prächtig auf, lang und rund und karamellbraun, fast flach an der Kuppe.

»Du hast wundervolle Brüste«, meint er mit belegter Stimme. »Damit kannst du jeden Mann in den Wahnsinn treiben.«

»Im Moment reicht es mir völlig, dich in den Wahnsinn zu treiben«, erwidere ich ernsthaft.

Er grinst wölfisch.

»Wirklich?«

Ich lächle schwach und gebe keine Antwort, sondern wälze mich zur Seite, drehe mich auf den Bauch und entwinde mich dabei auch seinem Griff.

»Leckst du mir ein bisschen den Hintern?«, frage ich dann scheinheilig

mit gedrehtem Kopf, nehme wieder die Schenkel auseinander und hebe den Po ein, zwei Mal einladend nach oben.

Wie erwartet knurrt er begeistert auf. Halte einem Mann einen knackigen Po vor das Gesicht und er verwandelt sich umgehend zurück in eine Art hormongesteuerte Amöbe. Lichtschalter eben!

Ohne Umschweife schiebt er mir das Kleid bis zur Taille nach oben. Mein mädchenhaft schmales, süß gerundetes Hinterteil, nur knapp verhüllt von einem dünnen, weißen Slip, rollt vor seinen Augen aufreizend ein wenig hin und her. Obwohl ich die Lider jetzt geschlossen habe, weiß ich, dass sein Blick wie festgesaugt daran hängt. Das macht mir

jetzt Gänsehaut auf den Beinen und auch auf den Hinterbacken.

Gleich darauf spüre ich erst einen warmen Atemhauch, dann seine forschenden Lippen sacht über die empfindliche Haut dort streichen. Ich lasse mit einem langen, tiefen Seufzer weiter los und erlaube mir, ein wenig in eine träumerische Entspannung hineinzugleiten. Das ist das Schönste daran. Der Lover erkundet höchst erfreut sein neues Spielzeug und man selbst kann sich auf das Genießen konzentrieren. Das ist vor allem eine Frage der eigenen Einstellung, wie mir eine erfahrene Kollegin erläuterte, als ich etwa sechzehn war. Der Mann kann da relativ wenig falsch machen. Nur

einmal, da hatte ich einen völlig abgedrehten Freier, der bei solch einer Gelegenheit versucht hat, mir den Bügel seiner Brille hinten rein zu schieben!

Ich unterdrücke ein Kichern bei dieser grotesken Erinnerung und verscheuche ein paar andere Geister, die auf diesem Pfad mit an die Oberfläche steigen wollen. Lieber verfolge ich genüsslich, wie die feuchten Berührungen auf den beiden Halbkugeln meiner Kehrseite langsam nachdrücklicher werden und sich dann in Küsse, Schnuppern und Lecken differenzieren lassen. Natürlich bin ich frisch geduscht, wobei die meisten Männer durchaus nichts gegen ein paar herbe weibliche Gerüche haben. Auch Georg drückt immer wieder

seine Nase in Stoff, Fleisch und Falten und versucht meinen Duft aufzunehmen.

Dann züngelt er seitlich unter den Saum des Slips, schiebt ihn so weiter zurück, bis meine Hinterbacken fast freiliegen. Als nächstes spüre ich auch die harten Umrisse seiner Zähne, als er mich zärtlich in den Allerwertesten beißt, erst links, dann rechts. Ich stöhne leise und erschauere schwelgerisch. Endlich zerrt etwas den Slip richtig runter, soweit meine gespreizten Schenkel das zulassen.

»Hmmmm ...«, vernehme ich sein anerkennendes Brummen. Dann legen sich seine warmen Hände bestimmt links und rechts auf meinen Arsch, und er zieht die Backen bedächtig ganz auseinander.

Huh! Ein kühler Hauch auf meinem empfindlichen Anus, der jetzt voll entblößt vor seinen Augen liegt! Vom Spiegel weiß ich, wie er aussieht: wie ein kleiner, schrumpeliger dunkler Nabel. Ich finde den Anblick ja nicht so erregend, aber bitte, wenn die Männer so darauf stehen! Anale Stimulationen sind natürlich etwas ganz anderes, da fahre ich total darauf ab!

Neckisch spanne ich die Muskeln hinten abwechselnd ein paar Mal an und drücke sie dann wieder nach außen. Ein neuer Laut zeigt mir, dass er diesen Gruß meines pulsierenden Rektums gut versteht. Gleich darauf gleitet eine große, nasse Zunge in meine Analspalte und leckt mich energisch von oben nach

unten ab, nässt mich überall ein.
Herrlich!

Jetzt geht er tiefer, züngelt über meinen Damm, und leckt neugierig am hinteren Rand meiner Muschi herum. Bereitwillig ziehe ich die Knie etwas an und drücke den Hintern nach oben, sodass er besser an meine süße Blüte kommt. Ja! Zuerst beißt er ganz sanft in meine Schamlippen und walkt sie ein wenig zwischen den Zähnen hin und her, dann schlängelt sich seine Zunge tief in mich, während sein Gesicht sich von hinten anpresst. Der Bart kratzt an meinen Schenkelinnenseiten.

»Oh ... uhmhhh ...«

Ich persönlich bräuchte solche
Lustlaute nicht unbedingt, stilles

Genießen finde ich oft angemessener. Aber ich habe früh gelernt, dass Männer es sehr schätzen, wenn man sie leitet und ermutigt. Also habe ich es mir so angewöhnt, und bin immer wieder sehr zufrieden mit der Wirkung.

»Gut so ... weiter ... ja, weiter ...«

Man sollte einen MP3-Player für so etwas anbieten, der die richtigen Geräusche für einen von sich gibt, das wäre mal eine echte Innovation! Aber darauf kommen die Forscher bei Sony nie. Sind ja vermutlich alles Männer!

»Aahhh ... aahhhh ...«

Vor meinem geistigen Auge entsteht ein Bild, wie in einem geheimen Forschungstrakt in Tokyo Duzende von kleinen japanischen Ingenieuren

herumstehen, alle nackt unter einem weißen Wissenschaftlerkittel, die Schwänze ragen zwischen den geknöpften Säumen hervor. Ich liege im Zentrum auf einem Labortisch und lasse mich so richtig gut lecken. Ein Wald hochempfindlicher Mikrophone um mich herum nimmt jedes Stöhnen, jedes Seufzen, jeden Lustlaut auf, um sie in digitaler Präzision auf irrsinnig teuren Computerlaufwerken zu speichern, den fortschrittlichsten, die weltweit verfügbar sind.

»O Gott ... das ist so ... uuuhmmmm
...«

Dann rennen die halbnackten Ingenieure zu einem angrenzenden Raum, wo in einer gigantischen

Produktionsstraße Roboter die Chips mit
meinem Geschmatze und Gestöhne
millionenfach kopieren, in fabrikneue
MP3-Player einbauen, und diese
vollautomatisch an UPS schicken.
Frachtjumbos bringen die heiß ersehnte
Ware in alle Winkel dieser Welt. Und
überall liefern sich hysterisch
kreischende Frauen verzweifelte
Balgereien vor den sich öffnenden Toren
der Elektro-Großmärkte, um möglichst
schnell an das sagenhafte neue Sex-
Spielzeug zu kommen, das ihre
Ehemänner oder Lover einfach umhauen
wird ...

Noch halb in meinem Werbespot –
muss mit Technicolorfarben gedreht
worden sein, so hübsch kitschig bunt

sind die Bilder in meinem Kopf – registriere ich, wie Georg nun meine Beine kurz zusammendrückt, um mich endgültig von dem lästig engen Slip zu befreien. Dann das Ratschen eines Reißverschlusses, ein Knistern und schon ist er über mir, drückt mich fest auf das Sofa. Etwas Heißes, Hartes, Eiförmiges drängt von hinten gegen meine Schenkel und sucht die Öffnung, so wie der Suchrüssel des Alien den Mund des unglückseeligen Astronauten.

– Flash –

Etwas bricht in mir auf, so wie ein Kanaldeckel von einer unterirdischen Dampfexplosion hochgeschleudert wird. Für eine Sekunde erstarre ich zu glutflüssigem Eis. Mein Herz setzt aus

und hämmert dann so hart gegen meinen Brustkorb, dass mich ein stechender Schmerz dort durchfährt.

– Flash –

Ein dicker Osteuropäer fickt mich hart von hinten und boxt mich dabei immer wieder in den Rücken. Er schreit mich wütend in einer unbekannten Sprache an und ich muss immer an die Knarre denken, die er mir zuvor gezeigt hatte.

– Flash –

Ein älterer, hagerer Kerl liegt auf mir und bekommt nur mit Mühe einen hoch, aber er hat seine Hände um meine Kehle gelegt und genießt die Angst in meinem Gesicht. Das bringt ihn auf Trab, und endlich kann er richtig fest zustoßen.

– Flash –

Eine andere Hure brüllt erbost auf mich ein und zerkratzt mir Brust und Bauch. Mein Freier hängt lachend auf mir und feuert sie noch an. Ihr Freier hat mir derweil lieber seinen übel riechenden Schwanz in den Mund gesteckt, als in ihre verbrauchte Möse.

»Nein ...«

– Flash –

Der Russe kauert breit über meinem Bauch, sein heißer Penis ragt bis zwischen meine Brüste. Mit einem schrecklich leeren Lächeln drückt er die Schneide seines riesigen Messers gegen seinen Daumen, um die Schärfe zu demonstrieren. In gebrochenem Englisch erzählt er mir im Konversationston, dass er damit letzte Woche in Odessa eine

Nutte von ihren nichtsnutzigen Titten befreit habe. Nur ein Schnitt pro Seite war notwendig gewesen.

»NEIN!«

– Flash –

Mein Stiefvater nimmt mich brutal auf dem alten Sofa im Wohnzimmer und grunzt dabei wie ein Schwein. Meine Schmerzenslaute werden von der schäbigen Polsterung nur teilweise geschluckt, während meine Mutter im angrenzenden Zimmer halb bewusstlos vor dem lärmenden Fernseher liegt.

– Flash –

O Gott, o Gott, o Gott!

– Flash – Flash – Flash –

»NEEEEEEEEEIIIIIIINNNNNNNNNNNNT

Ein Teil meines Verstandes hat diese

Bilder bereits als das erkannt, was sie sind: nur Erinnerungen! Alte, für sich genommen harmlose Gedankenfetzen. Flashbacks, die mich immer mal wieder überkommen, wie einen ehemaligen Junkie. Kein Grund zur Aufregung, alles längst bekannt. Vor allem kein Grund, mitten in einem Auftrag unprofessionell zu werden.

Aber mein Körper ist noch voll im Griff des schlagartig freigesetzten Adrenalins. In blanker, glubschäugiger Panik werfe ich mich nach vorn, runter vom Sofa, weg von ihm, nur weg! Mein Kopf schlägt hart an ein hölzernes Tischbein, die dünnwandigen Sektgläser zerklirren auf dem edlen Parkett, gleißende Funken tanzen am Rande

meines Gesichtsfeldes entlang. Wie aus weiter Ferne schaue ich mir selber zu, wie ich mich in dem völlig derangierten Kleid an einer Wand schlotternd zusammenkauere und die Hände vor das Gesicht schlage.

Unter Aufbietung aller Willenskraft, die ich irgendwie mobilisieren kann, nehme ich einen abgrundtiefen, zittrigen Atemzug und drücke den Schachtdeckel wieder dorthin, wo er hingehört. Die schwarzen Dämonen darunter toben und kreischen, aber die kurzzeitige Öffnung ist wieder ordentlich versiegelt. Der Schrecken fällt von mir ab, wie verdorrte Blätter von einem Herbstbaum, und ich bin wieder klar, wieder voll da.

Was nun?

Ich spähe zwischen den Fingern hindurch. Georg ist aufgesprungen, sein Schwanz hängt aus der notdürftig geöffneten, völlig zerknitterten Anzughose. Er starrt mit offenem Mund auf mich herab.

Was nun?

Lachen und das Ganze als ein neues Sexspiel darstellen? Unglaublich.

Den Plan über Bord werfen, abhauen, und auf eine andere Gelegenheit für den Abschluss warten? Zu riskant!

Denk nach, du Profi, denk nach!

Ich entscheide mich für die nächstliegende Möglichkeit und schluchze einige Male trocken auf. Dann sehe ich aus jammervollen Augen zu

Georg auf und flüstere: »Es tut mir leid. Es tut mir leid. Es tut mir leid ...« Die Tränen kommen verdächtig schnell geschossen, und ich vergewissere mich sicherheitshalber nochmals, dass der Schachtdeckel auch hundertprozentig schließt. Heulend lasse ich es zu, dass sich Georg neben mich kauert, mich in den Arm nimmt und mir mit tröstenden Lauten über die Haare streicht.

Einige Minuten später, nachdem ich ein paar Mal lautstark in sein Taschentuch geschnäuzt habe und etwas ruhiger bin, da sagt er leise: »Jana, wir müssen das nicht tun. Wenn du nicht willst, dann ist das völlig in Ordnung! Soll ich dich nach Hause bringen?«

Ich schließe kurz die Augen, um die

grelle Wut zu verbergen, die mich plötzlich durchschießt. Er will sich um mich kümmern? Mein Opfer soll etwas für mich, den Täter, tun? Ich soll nicht mehr die letzte Instanz sein? Unmöglich!

Zusammenreißen!

»Ach Georg. Ich will doch!« Mein piepsiger Ton klingt sehr überzeugend, finde ich. »Aber ich bin wohl doch nicht so ein scharfer Killervamp, wie ich dachte oder wie ich mir vielleicht wünsche.«

Ein gelungenes Wortspiel!

Georg sieht mich etwas ratlos an.

»Aber ... du bist doch ... scharf! Ich meine, so schnell ist mir selten heiß geworden, wie gerade mit dir!«

»Ja. Mir ja auch! Aber plötzlich war

mir alles zu schnell und ich bin einfach in Panik verfallen. Weiß auch nicht genau, warum. Schlechte Erinnerungen vielleicht ...« Etwas schlägt hart von unten gegen den Schachtdeckel, ich halte mit aller Macht dagegen. Der Schatten, der dabei über mein Gesicht zieht, überzeugt Georg davon, besser nicht nachzufragen.

»Schhhh. Alles gut. Alles gut ...«, redet er mir zu, wie einem ängstlichen Fohlen, und streicht wieder über mein Haar. Ich lehne mich vertrauensvoll an seinen warmen Körper und nutze die kurze Pause, um mich zu sammeln. Um meine Rolle wiederzufinden. Schließlich habe ich einen Job zu erledigen. Und zuvor will ich ihn noch ein wenig genießen.

Als ich mich wieder einigermaßen in der Gewalt habe, drücke ich Georg einen sanften Kuss auf die Lippen und rapple mich hoch.

»Schon besser. Danke ...«, meine ich mit einem verzagten Lächeln. »Ich muss mal kurz auf's Klo. Es wäre toll, wenn du mich danach im Bett etwas wärmen könntest. Nackt meine ich ...« Ein Augenzwinkern, zwischen bemühter Verlockung und echter Vorfreude, und schon schnappe ich meine schwere Handtasche und bin im Bad verschwunden.

»Frauen!«, sagt der resignierte Blick, mit dem er mir nachsieht.

Kapitel 5

Sonntag, 17.08.08, 21:35 Uhr

Noch während ich auf die kühlen Brille sitze und es unter mir plätschert, rufe ich die erste abgespeicherte Nummer auf dem Handy an. Es ist kurz nach halb zehn, sagen mir die kleinen Digitalziffern darauf. Gut. Zeit genug.

»Denise? Schön, dass Sie gleich dran sind! Hier ist noch Mal Anne Spreuw. Mijnheer van Brueggen ist im »Metropole« in Zimmer fünfhundertneunzehn untergebracht. Er erwartet Sie Punkt dreiundzwanzig Uhr – bitte seien Sie pünktlich, ja? Sie haben das weiße Outfit, um das er Sie gebeten hat, ja? Und die offenen Haare? Sehr schön! Ihr Honorar liegt wie besprochen bereit. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen gemeinsamen Abend.

Wiederhören!«

Dann schnell eine weitere Nummer.

Piep. Piep. Piep.

Los, geh ran, John! Du siehst doch, dass ich anklopfe! Mit Deinen »World of Warcraft«-Kumpels kannst du später noch klönen! Noch Mal wählen ...

»Ah, hallo John! Hier ist noch mal Jana. Sag mal, der Drucker ist die ganze Zeit so langsam. Jetzt habe ich dieses Kästchen angeklickt »Ohne Spooler direkt drucken«. Hilft das, oder mache ich da möglicherweise etwas kaputt? Ja? Okay. Gut. Ganz lieben Dank! Bis morgen oder so!«

Die Spülung rauscht, ich wasche mich flüchtig, entferne die schlimmsten Schäden an meinem zerlaufenen Make-

up und husche wieder zurück zu Georg. Der liegt inzwischen tatsächlich nackt im Bett, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, die Beine bequem ausgestreckt. Fragend zieht er die Augenbrauen hoch.

»Musste nur noch kurz mit einer Freundin telefonieren. Sie unterstützt mich immer bei den Papers, feuert mich mit Durchhalteparolen an und so. Ich wollte nicht, dass sie mich heute Abend nicht erreicht und sich Sorgen macht, von wegen Kurzschlussreaktion.«

»Hm, aha. Und – geht es dir wieder besser?«

»Ja!«

Ich schlüpfte neben ihm auf das blütenweiße Laken, kuschle mich

vertrauensvoll an seinen warmen, festen Körper und ziehe die Decke über uns hoch. Er heißt mich mit einer warmen Umarmung willkommen und küsst mich zärtlich auf den Kopf.

»Ich verspreche, dass ich nicht mehr so ausflippen werde«, flüstere ich an seinem Hals. Ein schwacher Hauch von teurem Rasierwasser kitzelt dabei meine Nase.

»He, das ist wirklich kein Problem!«, beruhigt er mich mit seiner Verlässlichkeit verbreitenden Stimme. »Ich halte das aus, wirklich!« Neuer Kuss. »Für viele Frauen ist es so, dass beim Sex alte Sachen hochkommen können. Das ist sozusagen therapeutisch, das sollte man nicht unterdrücken.«

»Im Ernst?«, frage ich langsam und denke nach. So hatte ich das noch nie gesehen.

»Ja, im Ernst. Und ich betrachte das eher als Auszeichnung. Als Bestätigung, dass ich meine Partnerin auf einer tieferen Ebene berühre, als nur auf der körperlichen.«

»Ah ...«

Hm.

Wenn das so ist, dann bedeutet das ja vielleicht, dass mein heillos verkorkstes Liebesleben eine Art Selbstheilungsversuch darstellt. Na, wenn das keine gute Nachricht ist: nur noch wenige hundert Lover abgeknallt, und schon bin ich wieder gesund! Ha, Platz da, Schwarze Witwe, hier komme

ich!

Ungewollt blitzt ein Bild vor meinen Augen auf. Ich als fette, schwarze Spinne mit weißen Brüsten in der Mitte eines riesigen Netzes. Rings um mich hängen die eingesponnenen Überreste von Hunderten von Männern. Alle sauber ausgesaugt und mumifiziert.

Zu gefährlich.

Schnell stelle ich mir das Ganze im Comic-Stil vor. Ich sehe nun aus wie eine lächerliche Version der Spinne Thekla aus »Biene Maja«, komplett mit Hakennase und missgünstig verkniffenem Mund. Biene Maja war meine Lieblingssendung, als ich noch klein war.

Besser!

Ich schmiege mich kichernd an Georg und schiebe einen Schenkel über den seinen.

»Gut. Dann verspreche ich, dass ich wieder ausflippen werde. Okay?«

»Wie immer du möchtest, meine Liebste!«

Er umarmt mich ermunternd. Dann nimmt er behutsam meine Hand und schiebt sie abwärts auf seinen halbfesten Schwanz. Ich küsse ihn wieder und lege dann den Kopf bequem mittig auf seine Brust. So kann ich mir schön zuschauen, wie ich sein bestes Stück umfasse, befühle, drücke. Die Vorhaut gleitet halb zurück und legt eine feucht schimmernde dunkle Eichel frei.

Er hat einen schönen Schwanz. Fest,

gerade und groß, aber nicht zu groß, mit stabilem Schaft, eingebettet in strohiges Haar. Es macht Spaß, ihn zu halten und zu streicheln. Georg brummt genießerisch und überlässt sich völlig meinen Liebkosungen. Meine Hand umschmeichelt ihn in einem langsamen, sinnlichen Tanz, die Fingerspitzen spielen über die Hoden, ich presse leicht den Schaft und ziehe die Haut herunter, soweit es nur geht. Bläuliche Adern. Im Pulstakt pochendes warmes Männerfleisch.

Ich atme einmal tief durch und verändere meine Stellung. Tauche hinunter. Kauere neben ihm. Halte seinen Penis nun mit beiden Händen. Schnuppere nach seinem Geruch. Öffne

die Lippen.

Das ist jedes Mal so etwas wie eine kleine Mutprobe für mich. Mir wurden schon so viele Schwänze in den Mund geschoben, dass mir das nie leichtfällt. Aber nach der Überwindung bin ich dann immer überrascht, wie schön es ist, wie sehr ich das mag. Insbesondere wenn ich oben bin und die Bewegungen und die Tiefe des Eindringens selbst bestimmen kann.

So auch jetzt. Vor der ersten Berührung kräuseln sich meine Lippen in instinktivem Widerwillen. Aber als ich den Mund beherzt über die Eichel geschoben und diese mit Zähnen und Zunge eng umfassen habe, da mag ich es. Mag die Sensation, sein empfindsamstes,

lebendigstes Teil einzusaugen, zu stimulieren, zu besitzen.

Ihm gefällt es auch. Seine Schenkel öffnen sich, bieten mir alles an. Ich lege meine Hände um seine Genitalien, massiere sie sanft, umzünge die pralle Spitze.

Auch der Geschmack ist lecker. erinnert an eine frisch gemähte Wiese mit einem erdigen Grundton. Diese Sehnsuchtströpfchen vor dem Erguss mag ich meistens, im Gegensatz zum Sperma selbst. Wenn mir das Zeug in den Mund spritzt, dann kann es sein, dass mir so schlecht wird, dass ich nur noch kotzen könnte. Manchmal wache ich nachts auf und habe diesen Geschmack im Mund. Dann brauche ich

eine halbe Flasche ›Listerine Coolmint‹ und eine Stunde Gurgeln, bis ich wieder schlafen kann.

Georg brummt wieder und bewegt nun unbewusst sein Becken. Seine Hand tastet über meine Seite, findet meinen bequem in Reichweite hochgereckten Hintern und spielt mit der appetitlichen Form. Dabei lässt er die Fingerspitzen immer wieder wie zufällig über die Falten meiner Schamlippen gleiten. Leises Erschauern. Der Drang, vom Bett zu springen und weit wegzulaufen. Der Drang, mich weiter zu öffnen, mich breitbeinig über ihn zu knien und ihm die weit geöffnete Möse ins Gesicht zu drücken, wie vorhin. Ich halte still, lasse ihn an mir herumfingern und konzentriere

mich auf seinen Schwanz.

Zwei Minuten später stöhnt er vernehmlich, und der Schaft ist wie Hartholz unter meinen Zähnen. Ich will die Situation nicht überstrapazieren. Schnell schwingen ich mich auf ihn, rittlings, ihm zugewandt, reibe langsam meine nasse Scheide über den am Bauch entlang anliegenden Prügel.

»Kann ich oben bleiben?«, frage ich leise und rutsche ein wenig seitlich hin und her.

»Gern!« Er lächelt mich verschmitzt an. »So habe ich die schönste Aussicht!«

Ich grinse zurück und recke mich lasziv, stelle den Busen heraus und streiche mir die Mähne aus dem Gesicht. Dabei reibe ich mit dem Unterkörper

immer wieder über seinen Schwanz auf und ab. Nehme Maß. Nässe ihn ein.

Er passt sich meinen Bewegungen an und streicht mit den Händen an meinen Schenkeln hinauf. Dann setzt er die Finger-spitzen direkt über meinem Schambein an, genau dort, wo die zurückhaltend gestutzte Wirrnis meiner dunklen Schamhaare beginnt, und drückt mit gestreckten Fingern fest in meinen Bauch hinein.

Hm???

Wahnsinn!

Die vibrierende Hitze um meine Möse weitet sich aus, schlägt hoch, erfüllt mein ganzes Becken, meinen Bauch. Ich ächze und klappe halb nach vorn, stütze mich schwach auf seiner Brust ab, aber

er lockert den Griff nicht, sondern massiert mich dort, durch Haut, Muskeln und Gewebe hindurch. Meine Eingeweide scheinen mit glühenden Kohlen gefüllt zu sein, die köstliche Brandlöcher überall hineinfressen. Wow! Der Mann versteht etwas von diesem Handwerk! Ich spüre ein vages Bedauern, dass mir, und etlichen anderen Frauen, dies künftig entgehen wird.

Halb außer Atem registriere ich, dass er seinen Griff nun lockert und mich stattdessen an den Rippen umfasst.

»Ich will dich jetzt haben!«, knurrt er heiser.

Ich nicke und schlucke trocken. Er hebt mich ein wenig an, zieht nur leicht nach

oben, und dann bewegen wir beide die Becken zurück, arrangieren die Hüftgelenke, verändern den Winkel. Ohne manuelle Unterstützung findet der Knauf die reife Öffnung, drängt sich zwischen die bereitwillig ausweichenden Schamlippen und fährt dann mit einem langen, langsamen Stoß in mein Innerstes. Ein abgrundtiefer Seufzer verlässt meine Lippen.

Ah, dieses unbeschreibliche Gefühl! Dieser Genuss, eine lebendige, pulsierende Form aufzunehmen und damit eine Leere zu füllen, die einem vorher gar nicht bewusst war. Dieses Sehnen, das zu halten, noch tiefer einzusaugen, nie wieder loszulassen! Dieses schmelzende, fließende Gefühl,

als würde mein Fleisch sich wie Wachs um diesen Stachel legen, den Kontakt zu jedem Quadratmillimeter suchen, Nervenenden sich direkt an Nervenenden schmiegen.

Undeutlich wird mir klar, dass ich gegen seine ausgestreckten Arme lehne, die Brüste hart in seine offenen Hände gepresst. Mein Becken schaukelt von selbst sacht vor und zurück, verschmolzen mit ihm, untrennbar vereint.

Auch Georg bewegt sich kaum, sucht nur die tiefstmögliche Vereinigung. Er lässt sein Glied in mir leicht zucken, indem er die Bauchmuskeln anspannt.

»Wahnsinn!«, flüstere ich atemlos.

»Gut so?«, fragt er versonnen. Auch

jetzt noch ganz der Mann, der sich, mich, und alles andere fest im Griff hat.

»Und wie! Ooohh ... ich muss ... lass mich mal ...« Mit fahrigten Fingern entferne ich seine Hände von meinem Busen und beuge mich weit vor, schmiege mich an seine blond behaarte Brust, unter der ich es hart hämmern spüre. Mein offener Mund liegt direkt vor seiner rechten Brustwarze und ich strecke meine Zungenspitze heraus, taste danach, umspiele den kleinen runden Knopf.

Leidenschaftlich greift er nach meinen Hüften, packt die Pobacken, stellt seine Beine auf und stößt dann das erste Mal mit unwiderstehlicher Kraft nach oben, in mich. Verzehrende Reibung.

Lechzendes Auftreffen ganz hinten. Neue Quellen gehen in mir auf und schütten ihren schlüpfrigen Nektar aus.

Ich breite die Arme weit aus, als sei ich ans Kreuz genagelt, und gebe mich völlig seinem tiefen Eindringen hin. Dabei achte ich sorgfältig darauf, dass ich nicht in Richtung Trance abgleite, wie zuvor, sondern auf der Ekstase-Seite bleibe. Trotz aller wild hoch lodernden Erregung hellwach, völlig klar, ganz bewusst. So ähnlich müssen sich diese tantrischen Meister in Indien oder Tibet fühlen, von denen ich gelesen habe. Tief in ihrer Sexualmeditationen versunken, aber dennoch völlig präsent.

Sein Rhythmus ändert sich nun unter mir, in mir, wird härter, schneller,

drängender. Seine Hände walken meine Hinterbacken tief durch, stimulieren indirekt den empfindlichen Anus und drücken immer wieder köstlich durch das straff gespannte Fleisch auf die Hüftgelenke.

Ich gehe bereitwillig mit. Jetzt will ich, dass er mich rücksichtslos nimmt, dass er mich durchfickt, dass er mich als schwaches, wehrloses Sexobjekt bumst, mich wild vögelt, mich so richtig knallt! Hechelnder Atem, Japsen, das nasse Klatschen von geschwellenem Fleisch, schwere, scharfe Moschusdüfte. Eine gewaltige Woge aus geschmolzenem Blei, die sich weit draußen am Horizont langsam aufbaut.

Und natürlich muss ich keine Angst

haben, dass er fragt: »Bist du schon soweit?«, oder etwas ähnlich Abtörnendes. Er spürt es. Er spürt genau, wie ich wild auf ihm zucke, ein festgenagelter Fisch, ein Schmetterling auf der Nadel, und er lässt seine eigene Wollust im exakt richtigen Tempo höher und höher schlagen. Die Welle kommt näher.

Ich habe mich etwas hochgestützt, sehe ihm mit aufgerissenen Augen ins Gesicht, sauge hektisch dringend benötigten Sauerstoff durch den weit geöffneten Mund in meine flatternden Lungen und kann beim besten Willen nicht mehr genau spüren, wo ich aufhöre und wo er anfängt. Er genießt meine unverhüllte Lust, reflektiert sie, steigert

sie, peitscht sie hoch. Wildes, verzehrendes, mahlendes, reibendes Rotieren unserer Leiber. Sein schwerer Körper bäumt sich gegen meine leichte, schmale Gestalt, die aber mit dem gleichen Feuer, mit der gleichen irrsinnigen Energie antwortet.

Jetzt! Seine Bewegungen werden dringend, suchend, verzweifelt, seine Augen weiten sich, seine Halsmuskeln treten hervor, sein Griff um meine Taille wird mörderisch. Die Welle rauscht brüllend heran, haushoch, unwiderstehlich und schlägt erbarmungslos über uns zusammen.

Blitze, blauweißes Feuer, stiebende Funken entladen sich in meinem Innersten. Jemand schreit dünn und

hilflos. Eine Starkstromentladung frisst sich blitzschnell durch mein Rückgrat und reißt mir den Kopf in den Nacken, dass ich meine Zähne klappern höre. Irgendwo ganz weit weg pumpt etwas langgezogene heiße Strahlen in mich, quatschende, nass schmatzende Töne, Gänsehaut am ganzen Körper, die die zarteste Berührung wie auf rohem Fleisch empfindet, und die gleichzeitig nur noch gepackt, genommen, bedrängt werden will.

Rückhaltlos überlasse ich mich diesem Orkan. Die Gedanken in meinem Kopf halten mit einem letzten »Klank!« an, wie ein Karussell, das in seiner Ruheposition einrastet. Ich bin nur noch Leib, nur noch Blut, Fleisch, Knochen,

Nerven, Fühlen.

Unter mir halten mich auf einmal
Duzende von Männern ekstatisch
pumpend gefangen. Die Bilder
überlagern sich, verschwimmen,
changieren, wie direkt
aufeinandergelegte Negative. Ich
erkenne Jean, mit zusammengebissenen
Zähnen und zärtlichen Händen. Ich
erkenne Luke, sonnengebräunte Haut,
scharfe Fingernägel, wundervoller
Rhythmus seiner Bewegungen. Olof, der
norwegische Hüne mit den
undurchsichtigen Geschäften und einem
Gemächt wie ein Pferd. Chris, ein
schmächtiger Bürohengst mit
überraschend kundigen Berührungen.
Theodore, klein und fett. Charles.

Thomas. Reynard. Phillipp. Viele andere. Natascha.

Der Russe. Aleksej heißt er, das weiß ich jetzt.

Mein Stiefvater.

Er weint.

Für einen winzigen Sekundenbruchteil sehe ich alles. Ich sehe jeden einzelnen, kenne seinen Namen, seine Eigenheiten, seinen Lebenslauf, seine Wünsche, Hoffnungen, Träume. Ich sehe, was er von seinem Vater, von seiner Mutter bekommen hat und was nicht, was diese von ihren Eltern bekommen haben, und so weiter, bis zurück in nebelhafte Vergangenheit.

Ich stehe auf einer Bergspitze über der Atmosphäre und sehe das endlose Leid,

den ewigen Kreislauf von Angst, Wut, Schmerz, Verletzung, den das Leben gebiert und wieder verschlingt. Jede winzige menschliche Puppe ist daran aufgefädelt, wie unendlich viele glitzernde Steinchen auf einer Kette, unrettbar gekreuzigt an ihr elendes Dasein.

Ich sehe alle Männer dieser Welt.

Ich sehe die Frauen.

Ich sehe die Kinder.

Niedergeschmettert, vernichtet,
trostlos. Und gleichzeitig so voll
Hoffnung, voller Leben, so erhaben.

Ich sehe mich selbst.

Die pure majestätische Größe dieser
endgültigen Einsicht raubt mir
schlagartig den Atem. Zwerchfell und

Muskeln sind festgeschweißt, hart wie Panzerplatten, unbeweglich. Trotz verzweifelter Anstrengung gelangt kein Molekül Sauerstoff in meine Lungen.

Ich werde sterben, und das ist in Ordnung. Der einzige Ausweg aus diesem verzehrenden, mühseligen, knochenzermalmenden Rad. Kein Hass, keine Angst, keine Wut mehr, nur noch ein absolut synchrones Mitschwingen mit jedem einzelnen Atom des Universums, das große Einverständnis, die finale Bejahung. Ruhe. Einssein. Unendliche Ausdehnung. Frieden.

Dann bewegt sich die Welt wieder und ich gleite aus meiner Vision, wie rückwärts aus einem Tunnel. Ich schreie

lautlos, weil ich weiß, dass später nur ein sehr verschwommener Eindruck von dieser unendlichen Weite in ihrer fröstelnden Klarheit in meinem Gedächtnis haften bleiben wird.

Ich weine.

Eine unbestimmte Zeit später komme ich wieder halbwegs zu mir. Ich hänge zerschlagen auf Georg, auseinandergerissen, erfüllt, befriedigt, satt und schlaff, und von abgrundtiefer Trauer erfüllt, gleichzeitig von stillem Glück. Lautlose Tränen tropfen auf seine Brust und vermischen sich dort mit unserem Schweiß.

Er ist noch in mir, weicher und zärtlicher jetzt. Kleinste Bewegungen verschieben unsere Haut gegeneinander,

gut geölt von verschiedensten
Körperflüssigkeiten. Gleichzeitig
umfängt er mich schützend, streichelt
ganz behutsam meinen Kopf, meinen
Rücken. Auch jetzt noch, befriedigt und
sicher müde, trägt und hält er mich ohne
Anstrengung. Eben souverän in jeder
Lebenslage. Ein Täter. Wirklich schade!

Sehr langsam spüre ich, wie die
zersplitterten und über das ganze
Universum verteilten Fragmente meiner
harten, greifbaren, realen Existenz
wieder zusammenströmen und Form
annehmen. So ähnlich wie bei diesem
Cyborg aus der Zukunft in »Terminator
II«, als dessen tiefgefrorene Splitter am
Ende des Films auftauen und als
schimmernde Zinntropfen wieder

zusammenlaufen.

Oh! Nicht jetzt schon! Ich will noch ein wenig in diesem Schwebeszustand bleiben. Dieser Moment ist es doch, den ich suche, den ich jage, den ich brauche wie der Fixer seine Nadel! Dieser sekundenbreite Lichtstrahl einer reinen göttlichen Verbindung, der als einziger in der Lage ist, den äonenbreiten Abgrund zwischen mir und allem anderen zu überbrücken.

Aber so sehr ich sehne und flehe, ich kann mich nicht gegen die Rückmutation stemmen. In wenigen Minuten werde ich wieder nur Jana Walker sein, Auftragsmörderin, wohnhaft in London, einen Meter fünfundsechzig kühl berechnende Zielstrebigkeit.

Solange der Schutzpanzer sich noch nicht vollständig um mich geschlossen hat, raffe ich mich mühsam auf, küsse meinen unvergleichlichen Lover zart auf den Mundwinkel und sehe ihm weich in die Augen.

»Danke!«, flüstere ich fast unhörbar.

»Gern«, lächelt er schwach. »Auch danke!«

»Mmmh.«

Er streicht mir die Haare aus dem Gesicht und schaut mich jetzt forschend an. Er spürt die Veränderung, die in mir vorgeht, immer schneller abläuft.

»Georg ...«, beginne ich etwas hilflos, »ich möchte, dass du weißt ... was immer auch geschieht: Das war etwas ganz Besonderes für mich, gerade mit

dir!«

Das ist keine Lüge. Mit jedem meiner Klienten war es für mich etwas ganz Besonders, Einzigartiges. So auch mit ihm.

Er sieht mich immer noch an. Aufmerksam. Hat er einen Verdacht geschöpft? Oder ist das für ihn nur das emotionale Gerede eines unreifen Mädchens?

Er nickt langsam und zieht mich wieder fest an sich. Sein biegsamer, fleischiger Schwanz flutscht sehr angenehm in mir drin wieder ein wenig tiefer. So liegen wir noch sehr lange, wortlos, in gemeinsamem Herzschlag. Ich kann spüren, wie die beiden Seiten in mir eine erstaunlich lange Zeit

haarscharf ausgewogen leben. Die offene, klare, verletzliche, quälend-glückliche, und die kühle, glatte, neutrale, die jeden Schmerz so barmherzig aufnimmt und wie unter Schaum erstickt. Ich bin schon wieder die Killerin, aber ich genieße noch den Nachhall des unschuldigen jungen Mädchens in mir, das ich vielleicht einmal war. Ich plane den Tod des Mannes unter mir, aber ich schmause noch vom überladenen, zerpfückten Tisch unserer vereinigten Lustempfindungen.

Kapitel 6

Sonntag, 17.08.08, 22:50 Uhr

Der Sex ist jetzt anders. Entspannter, lockerer, neckender. In fließendem

Wechsel sind wir eine ganze Reihe von verschiedenen Stellungen durchgegangen, haben die Positionen ausprobiert, gelacht und erneut gewechselt. Die Lust ist wieder da, aber vorläufig genießen wir das Köcheln auf kleiner Flamme, das gelöste Reiben unserer Glieder, das schalkhafte Spiel unserer Genitalien miteinander.

Georg hat nicht versucht, mich auszufragen, und das rechne ich ihm hoch an. Er nimmt mich so, wie ich bin. Das ist gar nicht so einfach, wie jede beliebige Frau sofort bestätigen wird.

Kurz vor elf erspähe ich aus den Augenwinkeln die rote Digitalleuchtanzeige neben dem Bett. Ich liege gerade seitlich auf dem Bett, das

untere Bein ausgestreckt, das obere angewinkelt und hochgedrückt, Georg kniet dazwischen, eine Hand auf meinem Bauch, die andere auf dem Ende meines durchgebogenen Rückgrats, und stößt mich so in Zeitlupe. Ich genieße es, wie mich sein angenehm praller Schwanz immer wieder bis zum Anschlag ausfüllt, und dabei ein stetiges, warmes Glühen hinterlässt. Als sei mein Becken zwischen seinen Händen eine Art Kessel, in dem ein Schamane aus geheimnisvollen Ingredienzien das erste Feuer erzeugt.

»Übrigens: Ich habe noch eine kleine Überraschung für dich!«, murmle ich ihm gelöst zu und streiche mit den Fingerspitzen über seinen leicht

gewölbten Bauch.

»Eine Überraschung?« Er lacht leise und knabbert an meiner Ferse, küsst meine Fußinnenfläche.

Unwiderstehliches Prickeln rinnt durch mein Bein. »Seltsam. Ich dachte nicht, dass du für unsere spontane Nacht etwas vorbereitet hast!«

O-oh, er ist sehr nahe dran an der Wahrheit. Zu nahe!

Ich kichere mädchenhaft.

»Sicher nichts, was du erwartest!«, verkünde ich übertrieben würdevoll, dann kitzle ich ihn unvermutet und werfe ihn lachend um. Schnell komme ich auf ihm zum Sitzen, wieder so wie anfangs. Er lässt es zu, bettet sich unter mir zurecht, aber seine sondierende

Aufmerksamkeit lässt nicht nach. Ich habe Angst vor seiner nächsten Frage.

Glücklicherweise klopft es jetzt. Erst zwei Minuten vor elf. Denise ist nicht ganz zuverlässig, aber das kommt gerade recht.

»Ah, das wird schon die Überraschung sein!«, raune ich ihm freudig zu, dann springe ich mit leisem Bedauern auf. Sein Schwanz rutscht mit einem hörbaren Schmatzen aus mir. Perplex schaut Georg mir nach, wie ich splitterackt zur Tür eile und dabei meine Handtasche greife. Er selbst zieht sich ganz automatisch die Decke über seine Blöße und wartet ab.

Ich reiße die Tür auf. Davor steht Denise, deren Augen weit aufgehen,

angesichts dieser eindeutig gerade aus dem Bett gekrabbelten Doppelgängerin von ihr.

»Hallo Denise!«, flöte ich freundlich, greife sie unnachgiebig am Arm und ziehe sie herein. Sie ist so überrascht, dass sie keinen Widerstand leistet. Die Tür rastet mit hörbarem Klicken hinter ihr ins Schloss.

Georg stemmt sich halb hoch und starrt Denise verblüfft an. Naja, eine Doppelgängerin von mir ist sie nicht wirklich, ihr Gesicht ist rundlicher, ihre Haare etwas kürzer und ihr Busen voller. Dennoch sieht sie so in ihrem glatten, weißen Kleid frappierend nach mir aus, wie vor zwei bis drei Stunden.

»Was, zum Teufel ...«

»Georg – Denise. Denise – Georg!«,
stelle ich die beiden einander vor und
ziehe die Beretta aus der Handtasche.
Georg erstarrt sofort. Denise sieht seine
Reaktion und bemerkt daran erst die
Waffe. Ihr Gesicht wird totenbleich. Ich
zwinkere ihr zu und halte einen Finger
vor meine Lippen.

Mir geht es gut.

Ich bin Herrin der Lage.

Die letzte Instanz.

»Also«, beginne ich, »ich möchte
nicht, dass hier jemandem etwas
geschieht. Bitte tut, was ich sage, dann
kommen wir alle heil aus dieser
Geschichte raus.« Ich muss ein Lächeln
unterdrücken. Wegen dieser glatten Lüge
und weil ich einen unwahrscheinlichen

Anblick bieten muss: nackt, erhitzt und mit nassen Streifen auf den Schenkeln, außerdem mit einer großen schwarzen Waffe und einem schön phallisch aussehenden Schalldämpfer darauf.

»Bitte ...«, stottert Denise, und ich habe Angst, dass sie gleich ohnmächtig wird, was alles nur komplizieren würde.

»Keine Angst, Mädels. Es geht hier nicht um dich. Jetzt hol bitte dein Handy raus.«

Verdattert tut sie, was ich verlange.

»Drück die Kurzwahl von Thomas.«

»Thomas?«

»Ja. Thomas Gruiveck. Dein Freund. Schon vergessen?«

»Aber ... aber ...«

»Kein aber. Anrufen! Sag ihm wo du

bist, und dass er dich hier sobald wie möglich abholen soll.«

Das gibt ihr neue Hoffnung. Sie beißt sich auf die rot geschminkten Lippen und sucht mit zitternden Fingern nach der richtigen Taste.

»Th... Thomas? Ja, ich bin's. Kannst ... kannst du mich bitte sofort holen? Ja. Ja, jetzt gleich! Nein, ich bin im ›Metrople‹. Ja, das Luxushotel, Zimmer fünfhundertneunzehn. Nein. Nein, ich kann jetzt nicht ... komm bitte einfach zu mir, ja?«

Offenbar überzeugt das zunehmend hysterische Schluchzen ihren Lover mehr, als ihre verbalen Ausführungen. Ich höre ein letztes Quäken im Hörer, dann ist die Verbindung weg.

Wattige Stille füllt den Raum.

»Was ist das hier?«, fragt Georg, nicht gänzlich unfreundlich.

Ich zucke die Schultern.

»Ich mache hier nur meinen Job!«, meine ich unverbindlich.

Er fährt zusammen. Das trifft ihn schon.

»Aber was ich vorhin zu dir gesagt habe, das stimmt trotzdem«, erkläre ich sehr ernst. »Es war etwas ganz Besonderes mit dir.«

Er sieht mich durchdringend an. Dann nickt er knapp. Er glaubt mir. Und offenbar kann er sich nicht vorstellen, dass von jemandem, dem er so nahe gewesen war, echte Gefahr ausgehen soll. Er macht Anstalten aufzustehen. Ich

trete zwei Schritt näher heran und merke mir die Stelle genau.

Ein scharfes »Plopp«.

Ein hartes »Krack«, als die Kugel neben ihm in die schmucke Holzvertäfelung hinter dem Bett schlägt.

Denise, seitlich hinter mir, schaut verwirrt hin und her. Sie hat noch gar nicht richtig realisiert, dass ein Schuss gefallen ist. Georg dagegen sehr wohl. Er rührt sich nicht mehr. Nur seine Augen zeigen Leben. Und Widerstand.

»Ich habe gesagt: Wenn ihr tut was ich sage, dann geschieht niemandem etwas«, erkläre ich still. »Sonst schon. Dazu gehört auch, etwas zu tun, das ich nicht sage. Klar?«

Georg deutet ein Nicken an. Es ist

sogar gut möglich, dass er einmal ein Training zur Geiselnahme oder etwas Ähnliches mitgemacht hat. Oder er ist selbst jetzt noch so beherrscht und kühl, dass er sich keine Gefühle anmerken lässt.

Ich winke Denise heran.

»Zeit, deinen Job zu machen, meine Liebe. Bitte zieh dich aus und steig auf das Bett!«

»Aber ...«

»Jetzt!«

Als der verlängerte Lauf der Pistole auf ihr Gesicht einschwenkt, werden ihre Augen untassengroß. Sie reißt sich ihre Kleider förmlich vom Leib, bis sie wachsweiß und mit zitternden Brüsten nackt vor dem Bett steht, die Finger

krampfhaft ineinander verschlungen.

»Georg – bitte Decke weg. Denise, bitte auf ihn setzen und einstöpseln.«

Sie will meinen Anweisungen sofort nachkommen, aber er verschränkt die Arme vor der Brust.

»Nein«, sagt er nur.

Dieser Ton, diese Entschiedenheit ist hochgefährlich für meine Pläne.

Ich springe nach vorn, stoße das Callgirl über ihn auf das Bett und presse sie auf ihn, die Mündung des Schalldämpfers liegt auf ihrem Nacken, direkt vor seinen Augen. Ich kann sie unter mir am ganzen Körper zittern spüren.

»Hör mal!«, flüstere ich eindringlich.
»Bitte tu mir den Gefallen und spiel mit!

Ich brauche nur ein paar Fotos von euch, mehr nicht. Wenn das nicht geht, dann muss ich die Kleine leider erschießen, und danach Fotos machen. Das ist dann zwar eine andere Form von Kompromittierung, aber es wird auch funktionieren. Ich bin dazu ausdrücklich befugt. Also?«

In einem Film würde jetzt eine längere Sequenz kommen, in der die Kamera abwechselnd den Helden zeigt: Georg, gespielt vom jungen Bruce Willis, und mir, der Schurkin, vielleicht von, hm, Jennifer Love Hewitt dargestellt? Die Gesichter hart, die Augen stählern, ein Ringen des Willens. Dazu dramatische, spannungstreibende Musik, E-Gitarre oder Streicher, bis schließlich, nach

endlosen Sekunden ...

Aber Georg ist ein schnell denkender, vernünftiger Mensch. Der Hinweis auf eine hinter mir stehende Organisation versetzt ihn in vertraute Gefilde. Es wird um Verhandlungen gehen, um versteckte Drohungen, um Machtausgleich. In diesem Spiel sind Fotos ein Argument, nicht mehr. Damit kennt er sich aus, damit kann er umgehen. Schon nach ein, zwei Augenblicken nickt er. Ich atme innerlich tief auf. Die Story mit den Fotos ist wichtig, sonst funktioniert mein Szenario nicht richtig.

Dann grinst er mich schwach an. »Das hätten wir einfacher haben können. Der Zimmerservice hätte uns vorhin auch geknipst.«

Ich lache auf und werfe ihm einen Kuss zu. Ich mag ihn wirklich!

Einige Minuten später haben wir alles zu meiner Zufriedenheit arrangiert. Georg liegt im Bett ausgestreckt, den Kopf auf einem Kissen etwas hochgestellt, sodass er auf den Fotos gut zu erkennen sein wird. Denise kauert auf ihm, genau wie ich kurz zuvor. Sie sieht immer noch ziemlich elend aus, also schärfe ich ihr ein, nicht direkt in die Kamera zu schauen, was ihr sehr recht ist. Ihr schöner, ebenmäßiger Körper reicht völlig.

Meine Handtasche enthält auch eine kleine »Casio Exilim«. Hübsch flach. Das ist wichtig, es war schon schwierig genug, den ganzen Kram in die Tasche zu

quetschen. Ich zücke sie mit der Linken und mache sie aufnahmebereit. Georg lächelt wieder und bewundert, wie ich Pistole und Kamera gleichzeitig handhabe.

»Sehr schön«, ordere ich. »Jetzt schieb ihn rein, Denise!«

Sie blickt verwirrt an sich hinunter und greift zögernd nach seiner klein geschrumpelten Nudel.

Georg lacht.

»Tut mir leid, meine Liebste, aber selbst du kannst nicht verlangen, dass ich in dieser Situation einen hoch bekomme.«

Da hat er recht. Ich zucke die Schultern.

»Egal. Du kannst ihn sicher auch so ein

bisschen reinfummeln, oder? Du bist doch vom Fach?«

Dieser Angriff auf ihre berufliche Ehre macht Denise zum ersten Mal ansatzweise ärgerlich. Entschlossen nimmt sie Georgs Schwanz zwischen ihre Finger und sieht ihn fragend an. Georg grinst nur und zwinkert ihr zu. Also nestelt sie mit seinem Ding herum und setzt sich dabei auf ihm zurecht, bis irgendeine Art von Verbindung hergestellt zu sein scheint. Georg verfolgt ihre Bemühungen amüsiert, er scheint fest entschlossen, auch dieser Farce noch etwas Positives abzuja-gen.

Nun spiele ich meine Rolle weiter und knipse wild drauflos, während ich langsam um das Bett herumgehe, um

diese verfängliche Szene aus möglichst verschiedenen Perspektiven einzufangen. Dabei gebe ich Regieanweisungen, wie ein professioneller Porno-Regisseur.

»Denise, etwas drehen. Nein, nach links. Ja, so bleiben. Den Arm etwas runter.« – Klick – »Jetzt leicht vorbeugen. Stopp!« – Klick – »Georg, nimm ihre Brüste. So wie meine vorhin. Ja, genau so!« – Klick – »Jetzt die Finger spreizen, ich will die Nippel darunter auf dem Bild haben ...« – Klick – »Nochmal so bleiben!« – Klick – »Denise, leg ihm die Hand auf die Wange. Nein, zärtlicher. Leidenschaftlicher. Sag mal, was machst du eigentlich mit deinen Kunden? Ist das etwa leidenschaftlich??? Ah, schon

besser!« – Klick.

Und so weiter und sofort.

Endlich lasse ich die Kamera sinken.

»Vielen Dank, ihr beiden. Wir sind ein super Team, ehrlich!«

Georg lacht wieder. Denise lächelt nur gequält, aber sie hat sich sehr auf mich und meine Anweisungen konzentriert, das muss ich anerkennen. Dann haucht sie ein »Oh?« und sieht mit großen Augen in ihren Schoß. Diesmal lache ich schallend. Offenbar hat Georg beim Shooting seine Manneskraft wiedergefunden und steckt nun dick und fett und tief und hart in ihr. Ich mache noch schnell eine Detailaufnahme. Hm, sieht lecker aus, da bekomme ich ja glatt selbst wieder Lust. Aber Arbeit geht nun

mal vor Vergnügen!

»Gut. Also, es geht folgendermaßen weiter. Wir warten auf Thomas, der in ein paar Minuten hiersein sollte. Wir brauchen noch einen richtigen Zeugen, die Fotos selbst reichen nicht. Dann bin ich auch schon verschwunden, und ihr könnt machen, was ihr wollt.«

»Äh ...« Denise beißt sich auf die Lippen und weiß nicht recht, was sie sagen soll.

»Tut mir leid, Kleine«, meine ich bedauernd. »Aber ich denke, langfristig ist es sowieso besser, wenn dein Freund weiß, was du tust, oder? Außerdem – wenn du schon in solch zweifelhaften Kreisen arbeitest, dann darfst du dich nicht wundern, in Sachen wie dieser hier

verstrickt zu sein. Das ist völlig normal, glaub mir!«

Sie sieht mich an und senkt den Kopf.

Also warten wir. Wobei wir die Wartezeit sehr unterschiedlich ausfüllen.

Ich beispielsweise hole das zusammengeschrünte Päckchen von ganz unten aus meiner Handtasche, schüttle daraus den dünnen schwarzen Knitterrock und eine unauffällige gelbe Bluse sowie ein paar Haarklammern. Im Handumdrehen trage ich wieder meine Unterwäsche, das neue Outfit darüber und habe die Haare streng hochgesteckt. Der Wandspiegel zeigt eine völlig andere Gestalt als bei meinem Erscheinen. Das weiße Kleid wandert dagegen als Knäuel in die Tasche. Auf

diese Weise erreiche ich hoffentlich, dass die Zeugen im Hotel mein Kommen für das von Denise halten werden. Der Zeitpunkt stimmt zwar nicht, aber solche Diskrepanzen treten bei Befragungen immer auf. Mich hat es also hier nie gegeben.

Georg verfolgt meine Verwandlung mit professionellem Interesse und nickt anerkennend. Ansonsten genießt er sichtlich den seltsamen Fick mit dem Mädchen auf ihm, fast unmerklich gehen seine Hüften vor und zurück. Ich weiß haargenau, wie sich das jetzt für Denise anfühlt.

Sie reagiert jedoch kaum darauf, sondern sieht nur ratlos zwischen ihm und mir hin und her. Dabei beschäftigt

sie wohl vor allem die dringende Frage, was sie ihrem Freund sagen soll, der hier gleich durch die Tür kommen wird. Hm, da weiß ich schon was!

Da klopft es auch schon, und eine besorgte Stimme ruft: »Denise? Bist du da drin?«

Ich mache schwungvoll auf, lächle den jungen Kerl auf dem Gang strahlend an und schnappe ihn am Hemd. Er fliegt halb ins Zimmer und kann sich vor dem Bett gerade noch stolpernd fangen. Die zwei auf dem Bett haben sich nicht gerührt, genau so wenig wie meine Pistole, die die ganze Zeit auf sie gerichtet ist.

»Denise, was ...«

Jetzt hat auch er die Waffe in meiner

Hand entdeckt und versucht verzweifelt, sich einen Reim auf alles zu machen. Glücklicherweise scheint er einer von den Intelligenten, Nachdenklichen zu sein, keiner von diesen testosterongesteuerten Tatmenschen, die in solchen Situationen manchmal einfach drauf losschlagen und jeden Plan ruinieren können.

Ich atme tief durch.

Stelle mich auf denselben Fleck, von dem ich zuvor bereits den Warnschuss abgegeben habe.

»Thomas, komm bitte hierher, ich erkläre dir alles!«, sage ich ruhig und zeige auf die Stelle neben mir. Thomas tut automatisch, was ich sage und tritt direkt neben mich. Ich deute mit dem

Kinn auf Georg. Fragend sieht Thomas hin, Denise ebenso.

In Georgs Augen lese ich plötzliches Begreifen, Verstehen, Entsetzen.

Die Pistole in meiner Faust kommt in einem sauber abgezielten Bogen hoch, genau an Thomas' Schläfe.

»Plopp«.

Ein perfektes rundes Loch erscheint dort und sein Kopf wird von einer unsichtbaren Gewalt nach links gerissen, weg von mir. Er fällt.

Denise dreht sich alarmiert zu mir um. Darauf warte ich, dann fallen schnell hintereinander zehn Plopps. Zwei gezielte Schüsse auf Denise, drei auf Georg, der Rest wild in ihre ungefähre Richtung geballert. Das hier soll

schließlich eine blinde Eifersuchtstat darstellen und keine Hinrichtung.

Drückende Stille.

Graue Schwaden und scharfer Korditgestank hängen in der Luft.

Ich atme mit einem tiefen Seufzer durch, halte die Pistole in einer rituellen Geste vor mir senkrecht nach oben und löse mich aus der halb geduckten Schussposition. Dann überprüfe ich mein Werk.

Thomas liegt seitlich hingestreckt auf dem Teppich. Größere Teile seines Kopfinhaltes bilden ein psychedelisches Muster auf dem Parkettboden. Da darf ich später nicht reintreten, wenn ich saubermache und gehe.

Denises Oberkörper wurde von den

Einschlägen nach hinten geworfen, sodass sie jetzt in einer qualvoll überdehnten Haltung liegt, die Waden unter dem Körper. Meine erste Kugel hat ihre Kehle zerfetzt und so jeden Schrei verhindert. Die zweite, auf ihr Herz gezielt, hat lediglich ihre linke Brust durchschlagen und zwei hässliche rote Krater hinterlassen. Da habe ich wohl die Bewegungsenergie des ersten Einschlags und die Veränderung ihrer Position daraus falsch abgeschätzt. Sie lebt noch und starrt mich ohne jedes Begreifen an. Blut quillt aus ihrem Mund und aus dem riesigen Loch im schwanenweißen Hals. In ein oder zwei Minuten wird sie an ihrem eigenen Blut erstickt sein. Ich hoffe, sie spürt keine

Schmerzen mehr.

Bei Georg gab es keine Schätzfehler. Das Loch seitlich in seinem Brustkorb ist vielleicht eine Spur zu tief, die Kugel hat das Herz möglicherweise nicht sofort zum Stillstand gebracht. Aber der zerschmetterte Kiefer und das abgesprengte Schädeldach machen das irrelevant. Er war zweifellos sofort tot.

Gut. Bei allem, was er mir bedeutete, hätte ich mich für jede Schlamperei sehr geschämt. Aus irgendeinem Grund bin ich auch froh, dass die beiden in ihrer jetzigen, finalen Position keinen sexuellen Kontakt mehr miteinander haben. Georgs Schwanz ist herausgerutscht und etwas abgeschlafft, aber es ist immer noch überdeutlich zu

sehen, was sie in der Sekunde vor ihrem Tod getrieben haben mussten.

Mein Blick bleibt noch eine Weile auf seinem entstellten Gesicht ruhen. Georg, mein Geliebter, mein Klient, mein Auftrag! Ich danke dir für alles und bitte um Verzeihung. Du bist nun meine Erinnerung, ein silbrig leuchtender Stein auf meiner Kette, ein weiterer Torwächter zur Vergebung und zur ewigen Stille.

Kapitel 7

Montag, 18.08.08, 00:30 Uhr

Der Rest ist Routine.

Eine Stunde später habe ich sorgfältig alle mir bekannten und zugänglichen Spuren von mir beseitigt, also Fingerabdrücke, Haare, Kleider und so

weiter. Natürlich wird eine penible Untersuchung trotzdem Spuren meiner DNA zutage fördern, aber beim zu erwartenden Gang der Dinge, ist der Fall so offensichtlich, dass eine solche Untersuchung überflüssig scheint.

Georg trägt einen kleinen Kalender aus handgeschöpftem japanischem Papier in der Tasche seines Jacketts. Sehr schön, ein Palm wäre etwas schwieriger. Eine schnelle Überprüfung zeigt, dass er unser Date nicht eingetragen hat. Der Kalender muss also nicht verschwinden, er darf zurück ins Jackett. Und falls er anderswo eine Notiz hinterlassen haben sollte, dann besteht zumindest eine gewisse Chance, dass er nur »JT« anstelle von »JW« notiert hat. Schon

Pech, wenn er sich die falschen Initialen merkt.

Ein letztes Telefonat.

»Hallo Susan? Eh – was? John??? Oh, Mist. Bitte entschuldige. Ich wollte meine Freundin Susan anrufen, hab wohl versehentlich deine Nummer in der Wahlwiederholung gedrückt. Sorry! Was? Ja, hat alles vollends geklappt. Das Paper liegt fix und fertig auf meinem Schreibtisch, ich kann es gleich morgen abgeben. Super, was? Ich lade dich dann noch mal auf einen Kaffee ein, als Dankeschön für deine Tipps, okay? Gut, dann dir noch einen schönen Abend und nochmals Entschuldigung für den späten Anruf. Bye!«

Danach wähle ich Susans Nummer. Da

sie gerade in Italien ist, geht nur ihr Anrufbeantworter dran. Ich spreche nichts drauf. Die Wahrscheinlichkeit, dass ich überhaupt verdächtigt werde, ist extrem gering, und falls doch, dann genügen die Verbindungsprotokolle als Alibi. Telefon und Internet dokumentieren unzweideutig: Ich habe den ganzen Abend in meinem Zimmer in London gearbeitet.

An der Tür betrachte ich die ganze Szene nochmals kritisch. Aus den Augen der Spuren-Spezialisten von der Police Fédérale, der das Ganze in einigen Stunden untersuchen wird.

Tathergang: Der reiche Industrielle vergnügt sich mit einer Nutte aus dem Premium-Segment bei einer

Geschäftsreise weit weg von Firma und Familie. Der Freund der Nutte, von dieser kurz zuvor aus unbekanntem Grund angerufen, muss irgendwie herausgefunden haben, wo sie ist und was sie macht. Er stürzt ins Zimmer, bewaffnet mit einer Beretta unklarer Herkunft, und feuert wild drauflos. Eher zufällig trifft er beide tödlich. Danach richtet er sich selbst. Die Waffe liegt noch direkt neben seiner kalten Hand, nur seine Fingerabdrücke sind darauf zu finden. Die Tatsache, dass er einen Schalldämpfer verwendet hat, ist ein Indiz dafür, dass er seiner Freundin wohl seit längerem hinterherspionierte und die Tat langfristig geplant hatte. Der Selbstmord war dagegen wohl eine

Kurzschlussreaktion. Begräbnis.
Trauernde Angehörige. Ausbezahlte
Lebensversicherungen. Keine Fragen
mehr offen. Akte geschlossen.

Ich verlasse das Hotel durch einen
Nebenausgang hinten in der Tiefgarage.
Zwei Straßen weiter wartet der Mazda
mit Kindersitz, den ich heute Morgen im
Parkhaus des Amsterdamer Flughafens
Schiphol geknackt habe, als sein Motor
noch warm war. Bald wird er zurück
sein, und sein Besitzer, gerade in der
Türkei oder auf den Seychellen, wird
überhaupt nicht merken, dass ich mir
sein Auto ausgeliehen hatte. Sofern er
kein penibles Fahrtenbuch mit
Kilometerständen führt, aber solche
Restunsicherheiten bleiben immer.

Auf dem Rückweg nach Amsterdam entsorge ich das weiße Kleid in einem randvollen Abfallcontainer auf einem Autobahnparkplatz. Der Chip aus dem Prepaid zerschmurgelt stinkend in der Flamme meines Feuerzeugs, das Handy selbst fliegt blank poliert tief in die Büsche. Auch die Speicherkarte aus der Casio wird so vernichtet, die Fotos waren nur ein Vorwand, um Georg und Denise ruhig zu stellen. Dann noch zwei Stunden Fahrtzeit. Hell erleuchtete Asphaltbänder, hässliche Betonbrücken, graugelb schimmernde Werbeschilder.

Die ganze Zeit bin ich gesammelt, methodisch, kühl. Gehe erprobten Routinen nach. Denke an jedes Detail. Der ziehende, leicht süße Schmerz in

meinem Unterleib und in meiner Brust stellt eine wertvolle Verbindung zur Realität, zu meiner Körperlichkeit, dar und hält mich wach und präsent.

Schiphol, Parkhaus Nummer zwei.

Den Mazda abstellen. Derselbe Parkplatz ist noch frei, gut.

Meinen Wagen zwei Stockwerke darüber holen. Ein steinalter, roter Corsa. Typische Studentenkutsche.

Heimfahren zu meinem Hotelzimmer im Amsterdamer Zentrum.

Duschen. Lange und ausgiebig.

Eine Dosensuppe kochen. Auslöffeln.

Auf das schmale Bett setzen.

Warten.

Warten.

Warten ...

Der Anfall kommt gegen fünf Uhr früh. Mit eruptiver Macht quetscht etwas meine Kehle zusammen und zwingt mich in eine qualvolle Embryonalstellung. Das seltsame Wimmern hört sich eher an, als käme es von einer Maus in einem sadistischen wissenschaftlichen Experiment, nicht aus meinem Mund. Ich wanke vor und zurück, vor und zurück, vor und zurück, immer weiter in einem hoffnungslosen Takt, während Scham, Schuld und Schande in wachsenden, schleimtriefenden Wogen auf mich einschlagen, wie heftige Brandung auf die Klippen der französischen Atlantikküste.

Ich habe getötet. Ich bin verdammt. Ich werde im tiefsten Grund der Hölle

brennen. Und ich freue mich fast darauf.

Mir ist absolut bewusst, dass ich mich jederzeit dagegen entscheiden hätte können, es aber nicht getan habe. Mir ist auch bewusst, dass es wieder geschehen wird. Dass ich es wieder tun werde. Das nächste Mal. Den nächsten Klienten. Den nächsten Mann auf meiner Kette. Der nächste entseelte Leichnam.

Mir ist nicht richtig klar, warum das so ist. Warum ich es brauche. Meine Droge, mein Rauschmittel. Aber vielleicht finde ich es noch heraus. Das nächste Mal oder das übernächste. Ich bin jung, ich habe Zeit. Und falls ich selbst vorher an der Reihe sein sollte, dann heiße ich die schwarze Tür willkommen. Dann werde ich selbst zu den Schatten unter dem

Kanaldeckel zählen und mit ihnen stöhnen und leiden. Das ist nur fair.

Der Anfall hält etwa zwei Stunden an. In dieser Zeit sterbe ich tausend Tode und werde in ausgesucht exotischen Höllen gequält und gefoltert. Dann, genauso unvermittelt wie er kommt, geht er wieder.

Ich fühle mich todmüde, zerschlagen und ausgelaugt.

Ich fühle mich gut.

Normal.

Alles wie immer. Seit Jean ist das der Ablauf der Dinge für mich. Die Sinuskurve meiner Existenz. Georg ist eine Schwingung darauf, ein Regenbogen voller schön und schrecklich glitzernder Facetten, und in jeder davon spiegelt

sich mein Gesicht mit ernsten dunklen Augen.

Das war ein ganz normaler Auftrag.

Internet-Story »Ausser Kontrolle«

Mit dem Gutschein-Code

HN1EPUBTZGH

erhalten Sie auf

www.blue-panther-books.de

diese exklusive Zusatzgeschichte als
PDF.

Registrieren Sie sich einfach!

TEIL 2: RAUBTIERE

Kapitel 8

Montag, 18.08.08, 13:30 Uhr

Der Tausendfüßler meldet sich am frühen Nachmittag zum ersten Mal. Ich bin schon in der Morgendämmerung aufgebrochen und mit dem Zug zurück nach London gefahren. Nun sitze ich an meinem Notebook – ein schickes, schlankes Sony Vaio – und surfe über die belgischen Newsticker. Was ich suche, sind Schlagzeilen wie »Blutiges Beziehungsdrama im Metropole«, »Mysteriöser Todesfall im Hotel«, »Niederländischer Geschäftsmann getötet« oder Ähnlichem. Was ich finde, sind Meldungen wie »Baustelle auf dem Boulevard Leopold II behindert auch

nächste Woche noch den Verkehr« oder »Tourismus-Messe meldet rückgängige Besucherzahlen.«

Meine Zeitkalkulation sieht etwa folgendermaßen aus:

10:00 Uhr: Nach mehrmaligem Klopfen ohne Antwort sind die Reinigungskräfte des Hotels – aller Wahrscheinlichkeit nach von einem externen Dienstleister eingekauft und mit einem Hungerlohn abgespeist – von ihrem knappen Zeitplan dazu gezwungen, die Tür von Zimmer fünfhundertneunzehn trotz des von mir angehängten »Bitte nicht stören«-Pappschildes aufzuschließen. Die hysterischen Schreie alarmieren weitere Mitarbeiter.

10:10 Uhr: Ein schockierter Manager telefoniert mit der Polizei und meldet die Tat. Als zweites verhängt er eine Nachrichtensperre über seine Mitarbeiter, damit der gute Ruf des Hotels nicht durch frühzeitig durchgesickerte Gerüchte leidet.

10:30 Uhr: Ein beliebiger Angestellter, vermutlich aus dem Rezeptionsbereich, telefoniert heimlich mit einem Lokalreporter, dem er schon öfters für ein paar Euro kleine Geschichten und Interna aus dem Hotel verkauft hat. Heute hat er eine Bombenmeldung, das müsste doch einen Hunderter wert sein, oder?

11:00 Uhr: Der Reporter ist vor Ort und schnüffelt herum. Er stößt sofort auf

die inzwischen eingetroffenen Polizeibeamten, auch wenn die ihre Fahrzeuge auf die inständige Bitte des Managers hin dezent vor einem Hintereingang geparkt haben.

12:00 Uhr: Der Reporter ist entweder zurück in die Redaktion gerast und tippt eilig eine Sensationsmeldung. Oder – falls es sich um einen Freiberufler handelt – sitzt er in seiner Wohnung und macht dasselbe. Oder er schreibt den Text gleich im Hotel irgendwo auf seinem Notebook und sendet ihn dann per Internet an die Zeitung.

12:15 Uhr: Die Redaktion hat bemerkt, auf welches ungeschliffene Juwel sie da gestoßen ist, macht die Meldung hübsch knallig auf und füttert sämtliche Kanäle

damit. Am schnellsten geht es natürlich mit den Online-News. Die Welt erfährt von meiner Arbeit.

Soweit meine Überlegungen. Ich war extra früh losgefahren, um in London das Platzen der Blase mitzuerleben. Inzwischen ist über eine Stunde zusätzlich verstrichen. Das ist mehr, als selbst bei äußerster Streckung der einzelnen Zeitabschnitte möglich erscheint. Die Folgerung: Hier geht etwas vor, von dem ich nichts weiß, und das ich nicht verstehe.

Auftritt Tausendfüßler. Vor etwa zehn Minuten war das erste hauchzarte Trippeln seiner Füßchen in meinem Magen zu spüren. Inzwischen dreht er ruhelose Kreise darin, die Bewegung

fließt an seinen winzigen Beinen entlang wie eine ölige Welle.

Der Tausendfüßler ist mein Freund. Mein Verbündeter. Mein Aufpasser und Wachhund. Er macht mich auf drohende Gefahren aufmerksam und will, dass ich ausweiche. Dass ich mich in Sicherheit bringe.

Das erste Mal habe ich ihn an diesem Nachmittag gespürt, als mein Halbbruder Dave die Wohnungstür abschloss und sich mit einem seltsamen Ausdruck in den Augen zu mir umdrehte. »Jetzt spielen wir etwas miteinander«, hat er mit flacher Stimme gesagt. Mein Blick ging zwischen seinen Augen und der versperrten Tür hin und her. Ich verstand nicht, aber in meinem Magen

kitzelte es, als sei dort ein kleines Tierchen eingesperrt. Ein paar Tage zuvor hatte ich im Fernsehen einen Bericht über Gliederfüßler im Fernsehen gesehen und die großen, alarmierend agilen Arten aus Afrika besonders gruselig gefunden. Nun stand sofort das Bild eines schlanken, dunkelbraunen Tausendfüßlers vor meinen Augen, und ich fragte mich ernsthaft, ob er etwa mit etwas, das ich gegessen hatte, in meinen Bauch gekommen war.

Das eigentümliche Kitzeln wurde bald von völlig anderen Eindrücken abgelöst und ich vergaß es. Aber der Tausendfüßler meldete sich beharrlich immer wieder, bis ich anfang, auf ihn zu hören. Ihm zu trauen.

Beispielsweise an diesem Abend, als ich mit meiner Freundin Mandy auf der Straße war. Wir waren beide knapp sechzehn, und sie sah sogar noch jünger aus als ich. Wir teilten uns ein Zimmer im Heim, und nachts teilten wir uns manchmal die Freier.

Der leutselige Geschäftsmann in dem Jaguar trug einen scheußlichen dunkelbraunen Anzug und hatte schon ordentlich einen sitzen, als er uns zu einer kleinen Privatparty einlud. Die Scheine, mit denen er winkte, überzeugten Mandy sofort, und beide redeten aus verschiedenen Gründen auf mich ein, doch auch mitzukommen.

Eigentlich wollte ich das auch. Der Hausmeister, der uns abends immer raus

ließ, hatte gerade den Preis erhöht, und ich konnte das Geld gut gebrauchen. Aber der Tausendfüßler ging fast die Wände hoch und so ließ ich es bleiben.

Mandy kam in dieser Nacht nicht zurück. Auch in den nächsten nicht. Der Typ war ausgerastet und hatte sie so übel zugerichtet, dass sie Blut spuckte und zwei Wochen im Krankenhaus lag.

13:34 Uhr.

»Breaking News: Blutbad im Luxushotel – eifersüchtiger Liebhaber erschießt Prostituierte und ihren Kunden!«

Na also! Besser spät als nie.

Neugierig lese ich die Meldung. Sie sieht ziemlich genau so aus, wie ich es erwartet habe.

Alles in Ordnung also.

Hm.

Warum trippelt der Tausendfüßler immer noch? Warum zögert er, sich in der warmen, behagliche Höhle irgendwo zwischen meiner Leber und meiner Milz zusammenzurollen und zu schlafen? Ich starre den Monitor an und versuche nachzudenken, aber mangels weiterer Informationen und mangels Schlaf kommt nicht viel dabei heraus.

Schließlich stehe ich ärgerlich auf und mache das Gerät aus. Ich werde die nächsten Tage einfach vorsichtig sein, mehr kann ich kaum tun. Und sehr auf den Tausendfüßler achten.

Kapitel 9

Freitag, 22.08.08, 21:30 Uhr

»Chain, chain, chain,
chain, chain,
chaaaaiiiiaaaaaiiiiaaaaaiiiiieaaaahhh ...«

Ich wippe mit harten, rockigen
Bewegungen auf der Stelle und röhre mit
heiserer Stimme in ein drahtloses Mikro.

»Chain, chain, chain,
chain of foohooooolls ...«

Hinter mir bearbeiten die Jungs von
»Soulstreet« ihre Instrumente, vor mir
wippen und grooven etwa zweihundert
Studenten in dem kleinen Nebensaal des
»Gypsy«.

Das »Gypsy« ist eine auf diese
Zielgruppe spezialisierte Kneipe, deren
Angebot sich auf Bier und aufgewärmte
Fertigbaguettes beschränkt. Jeden
Freitagabend locken sie ihre

Stammkundschaft mit Live-Musik an. Heute ist mein Gig. Einer von zehn oder zwölf im Jahr, die ich mache, manchmal mit »Soulstreet«, manchmal mit anderen Musikern in anderen Städten.

Meine Stimme ist nicht besonders gut. Etwas zu grell, besonders für solche alten Soulstücke, und auch nicht wirklich ausgebildet. Dennoch habe ich Spaß am Singen und an diesen Auftritten. Es ist ein ganz eigenes Gefühl, da oben auf der Bühne zu stehen – falls die Location überhaupt eine solche besitzt – und die vielen Augen auf sich zu spüren, eine Mischung aus kritischer Musterung, Anerkennung, Begeisterung und heimlicher Gier. Ich genieße das und habe keine Scheu, aus mir

herauszugehen. Wenn ich so richtig sexy abtanze, dann grölen und pfeifen die Männer, während die weiblichen Zuhörer mir entweder im Rhythmus aufmunternd zunicken oder verklemmt die Nase hochziehen. Vielleicht ist diese Selbstdarstellung eine Art Ausgleich für mein heimliches Leben sonst, ich weiß es nicht genau. Außerdem ist auch dies Teil meiner Tarnung: Ich kann jederzeit eine plausible Begründung liefern, warum ich immer Bargeld habe.

An diesem Abend ist es jedenfalls sehr ausgeprägt. Mir ist alles scheißegal, ich singe richtig oder falsch, verwechsle manchmal den Text oder lasse mal eine Strophe aus, um mit dem Publikum zu scherzen oder die Leute anzufeuern. Die

Studenten, ohnehin ein dankbares Publikum, gehen begeistert mit, und so steigern wir uns gegenseitig ungeachtet der schäbigen Umgebung in eine richtig heiße Live-Atmosphäre hinein.

»For five long years

I thought you were my man.

But I found out

I'm just a link in your chain.«

Soul-Klassiker sind nicht unbedingt das, was ich selbst anhöre. Aber die Texte und Melodien sind so simpel, dass man dabei kaum etwas falsch machen kann, und fast jedes Publikum fährt darauf ab. Also bilden sie, neben vielen anderen Klassikern, einen guten Teil meines Repertoires. Mit dem guten alten »Chain of Fools« kann ich sogar

inhaltlich etwas anfangen – schließlich nenne ich eine ganz eigene Kette aus lauter toten Narren mein Eigen.

»You got me where you want me
I ain't nothing but your fool.

You treated me mean,
oh babe, you treated me cruel!«

Ich knie inzwischen ganz vorn an der Kante der niedrigen Bühne, werfe den Kopf zurück, sodass mein schlanker Hals gut zu sehen ist und streiche mir die verschwitzten Haare aus der Stirn. Das ganze Programm eben. Schwarze Jeans, ein silbernes Top, das ordentlich Bauch frei lässt, sich ganz eng an meinen Körper schmiegt und die Rundungen meiner Brüste auch in dem Dämmerlicht schön abzeichnet, darüber ein zu

knappes schwarzrot gemustertes Jäckchen. Ich fühle mich gut. Sinnlich, begehrenswert, sexy, unerreichbar. Die Blicke, die mich abtasten, bestätigen das.

Ich bin das Zentrum! Ich bin die letzte Instanz!

Alex slappt neben mir auf seinem Bass herum wie ein Besessener und ich lege eine kleine Table-Dance-Nummer mit ihm ein. Neues Grölen und Pfeifen. Ich wackle mit dem Hintern und kreische meine reine Lebenslust ungefiltert ins Mikro. Die Leute gehen mit, als sei ich Tina Turner. Im Hintergrund strahlt Mirko, der Besitzer des »Gypsy«, über das ganze breite Gesicht und schafft mehr Bier herbei. Man erzählt sich über

ihn, dass er im Bosnienkrieg unvorsichtige Serbenmilizen mit bloßen Händen abgemurkst hat. Er ist seine eigene Security-Truppe und hat keine Angst davor, wenn die Begeisterung einmal etwas höher schlägt. Die Luft ist schwer vor Bierdunst, Schweiß und rauen Hooklines. Der Saal brodelte und wogte wie eine Lavagrube hin und her.

Ganz links, gleich neben Eingang, gibt es eine Störung. Ein winziger Stein, der die Strudel bricht und in eine andere Richtung lenkt, ein anderes Muster in die Kräuselwellen zeichnet. Ein Besucher bewegt sich anders als alle anderen. Er schwingt langsam mit dem Körper, aber er folgt nicht dem Takt meines Songs, sondern seinem eigenen Metrum.

Ich kneife die Augen zusammen, kann aber nicht viel erkennen. Zu dunkel hier, dazu das Aufblitzen der altersschwachen Lichtorgel. Ich konzentriere mich wieder auf meinen Text und bringe den Song zu Ende. Der Tausendfüßler zupft vorsichtig an der Innenwand meines Magens.

»One of these mornings
that chain is gonna break.
But up until then,
I'm gonna take all I can take.
Chain, chain, chain ...«

Danach kommt eine etwas ruhigere Nummer von Marvin Gaye und die Lichter bleiben etwas heller. Der Typ am Eingang wirkt auch jetzt wie ein Fremdkörper. Äußerlich ist nicht viel

Bemerkenswertes an ihm – unauffällig, mittelgroß, kurze dunkle Haare, Jeans, Hemd, Lederjacke. Aber die Leute um ihn herum weichen ihm aus, vermeiden seine Nähe. Er bewegt sich in einer eigenen Blase von leerem Raum, gebildet durch seine unbewusste Ausstrahlung.

Nur die Ausstrahlung von Gefahr erzeugt eine solche Wirkung.

Unsere Blicke treffen sich, der Typ grinst leicht und nickt mir zu. Ich singe weiter und zeige keine Reaktion. Täusche ich mich oder war dieser Mann auch schon bei meinem letzten Konzert vor ein paar Wochen dabei? Lungerte hinten im Saal an der Bar herum, den ganzen Abend ein halbvolles Bierglas in

der Hand? Der einzige, der nicht tanzte?

Meine Freude ist weggeblasen, ich fühle mich angespannt und nervös. Der Tausendfüßler beißt auf seinen tausend Fingernägeln herum. Glücklicherweise muss ich nur noch vier weitere Songs überstehen, bevor ich mich mit Anstand und einer Zugabe von der Bühne entfernen kann. Das Pfeifen der Leute folgt mir bis in den Verschlag hinter der Bühne, der als Garderobe herhalten muss.

» Geile Show heute Abend, Jana!« Alex lacht mich breit an, während er seinen Bass in das Case staut. Er ist ein wenig in mich verschossen und würde unsere Bekanntschaft gern vertiefen. Um etwa fünfzehn Zentimeter zumindest.

Ich lächle unverbindlich.

»Gut gespielt, Leute!«

Boris, der Drummer, reagiert überhaupt nicht, er staut nur weiter missmutig seine Toms zusammen. Patrick, Keyboards und Background Vocals, grinst zurück. Er ist die eigentliche Seele der Band. Ihn mag ich am meisten, allerdings ist er stockschwul. Was vielleicht ganz gut so ist.

Nachdem uns Mirko unsere Gage gebracht hat, gibt es keinen weiteren Grund, nicht den Heimweg anzutreten. Ich ziehe meine dünne Lederjacke fester um mich und trete durch den Hintereingang hinaus in die kleine Seitenstraße, die um diese Zeit nur

notdürftig von ein paar nackten Glühbirnen über Stahltüren erleuchtet wird.

Warum überrascht es mich nicht im Geringsten, dass der unheimliche Typ hier auf mich wartet? Seine Augen leuchten befriedigt auf, als er mich sieht. Ein attraktiver Mann, vielleicht dreißig Jahre alt. Kompakter Körper. Dunkler Teint. Irgendwo aus dem Mittelmeerraum, vermute ich.

»Meinen Glückwunsch!«, meint er mit nur ganz leicht ironischer Stimme und völlig ohne jeden Akzent, aber im singenden Tonfall einer fremden Zunge. »Sie sind eine richtige Künstlerin! Dürfte ich um ein Autogramm bitten?«

Dann sagt er meinen Namen. Meinen

richtigen.

Und hält mir einen Stift und ein Foto unter die Nase.

Mein erster Gedanke beim Anblick des Fotos ist: Ich bin wunderschön! Erst dann erfasse ich das Bild. Ich stehe nackt und breitbeinig im Hintergrund, die große Pistole in meinen Händen ist gerade nach oben gezuckt. Im Vordergrund wird Denise von der Wucht des Einschlags umgerissen, dunkle Spritzer erfüllen die Luft neben ihrem Hals. Von Georg sind nur ein Schenkel und etwas Bauch zu sehen, aber ich habe keinen Zweifel, dass es weitere Fotos gibt. Viele davon! Ich spüre förmlich, wie der Tausendfüßler das vorderste Beinpaar vor der Brust verschränkt und

mich mit einem unerträglichen »Habe-ich-doch-gleich-gesagt!«-Blick ansieht. Nun kenne ich den Grund für die Verzögerung bei der Pressemeldung.

Ich sehe den Mann an. Jetzt spüre ich es selbst. Die Aura von Gefahr, den fast körperlich wahrnehmbaren Hauch von Gewalt und Tod, der ihn umgibt. Von ferne höre ich das Dudeln von Musik, aber hier, in der engen Seitengasse, sind wir völlig allein.

Er lächelt zurück, gefasst und aufmerksam. Er beobachtet mich wie ein Insekt unter dem Mikroskop. Studiert mich. Lernt.

Achselzuckend nehme ich das Foto und kritzle unleserlich etwas darunter, das genauso gut mein Name wie auch ein

Fluch sein kann.

Ein wenig wundere ich mich schon über mich selbst. Ich bleibe völlig ruhig, auch wenn mein ganzes Leben von einer Sekunde auf die andere in Stücke fällt. Der Tausendfüßler beobachtet mich, schreitet aber nicht ein. Er hat seine Arbeit getan, nun liegen die Karten auf dem Tisch.

Dann wird mir klar, dass ich schon immer wusste, dass dieser Augenblick einmal kommen würde. Dass es unausweichlich war. Dass ich den Moment insgeheim schon tausend Mal erlebt habe.

»Also schön!«, sage ich. »Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Brendan McCray.

Meine Freunde nennen mich Bren.«

Ich nicke. Ein weiterer Name. Nicht sein richtiger, aber er genügt als Bezeichnung. Und ich bin mir absolut sicher, dass er so etwas wie Freunde überhaupt nicht hat. Genauso wenig wie ich.

»Gut. Bren. Ich bin Jana, klar? Um was geht es hier?«

»Wir möchten gern deine unvergleichlichen Künste in Anspruch nehmen«, meint Bren.

»Wer ist wir?«, will ich wissen.

»Mossad.«

Das kommt einen Sekundenbruchteil zu schnell. Als hätte er die Frage vorhergesehen und schon eine Antwort zurechtgelegt. Ich sehe ihn an und zeige

keine Reaktion. Er wird es mir ohnehin nicht abnehmen, wenn ich so tue, als glaube ich ihm.

»Ein Auftrag?«, frage ich.

»Genau. Wir wollen Antonia.«

»Vergesst es!«

Er lächelt nur.

»Überlege es dir. Wir haben alles! Fotos, Filme, DNA. Wir wissen alles. Jeden Auftrag. Dein Hintergrund. Deine, hm, soll ich sagen: Vorlieben?« Er lächelt erneut, völlig neutral, so als ob es sich bei meinem abnormen Verhalten nur um einen harmlosen Tick handelte. »Du gehörst uns, ob du willst oder nicht.«

Ich starre ihn an und weiß, dass er recht hat. Verdammte Scheiße!

Antonia also. Meine Chefin. Die Frau, der ich so vieles zu verdanken habe. Die mich von der Straße geholt hat. Die mir dieses Leben gegeben hat.

»Soll das heißen, ihr habt mich Georg erschießen lassen, nur um mich erpressen zu können?«, will ich wissen, spiele auf Zeit.

»Nein. Das war schon ein richtiger Auftrag. Zwei Fliegen mit einer Klappe, sozusagen.« Er lächelt fein.

»Warum macht ihr das nicht selbst? Wenn ihr alles über mich wisst, dann wisst ihr auch, dass ich das nicht tun werde«, manövriere ich.

Bren zuckt die Schultern und zieht eine Grimasse. Er sieht wirklich gut aus mit seiner griechischen Nase und seinen

dunklen Augen, und er weiß es auch, so cool wie er sich mir gegenüber verhält.

»Dann bist du eben erledigt, und wir lassen uns etwas anderes einfallen. Aber dir würde das sehr viel leichter fallen als uns, deshalb fragen wir höflich bei dir an.«

Das macht Sinn. Ich weiß, dass Antonia extrem vorsichtig ist. Schon ewig im Geschäft, eine Art Legende in der Branche. Anscheinend hat sich jemand einen vertrackten Plan ausgedacht, um an sie heranzukommen. Einen Plan, in dem ich die Hauptrolle spielen soll.

In einer Sekunde habe ich mich entschieden. Habe meine Ziele gesetzt. Den Kurs abgesteckt. Die Segel

getrimmt. Aber ich darf das nicht zeigen, Bren würde es verdächtig finden.

»Ich muss darüber nachdenken«, meine ich indifferent. »Ich sage morgen Bescheid.«

»Kein Problem! Du hast vierundzwanzig Stunden.« Bren lächelt mich strahlend an. Vermutlich verhalte ich mich genau so, wie er es sich vorher ausgerechnet hat. »Darf ich dich zu einem Wein einladen?«

»Was?«

Ich starre ihn an und knirsche innerlich mit den Zähnen. Nun hat er mich wirklich überrumpelt, und das passt mir gar nicht.

»Ein schöner Grauburgunder vielleicht? Drüben im ›Gordon's Wine

Bar< – soll ein sehr uriger Keller sein.«

Mein Gesicht zeigt keine Regung. Er lacht auf.

»Komm schon, Jana! Du weißt doch, wie das läuft! Ich verfolge dich jetzt seit fast drei Monaten, und ich weiß so ziemlich alles über dich. Auch deinen Weingeschmack und deine Lieblingslokale. Da ist es doch ganz normal, dass ich ein wenig neugierig bin, dich nun wirklich näher kennenzulernen, oder?«

Der Tausendfüßler ist wieder da. Er tanzt Rumba in meinem Bauch. Bren interessiert sich für mich? Für die männermordende Hure? Die schwarze Witwe? Ich verstehe es nicht. Seine Augen blitzen hart, wie schwarze

Glaskugeln, verraten nichts.

Ich versuche es mit einem Frontalangriff.

»Du weißt genau, was mit Männern passiert, die ich an mich heranlasse.«
Versuchsweise tippe ich ihm mit dem Zeigefinger gegen die Brust und erwarte halb, dass er mich für diesen Übergriff zu Boden schlägt. »Du hast es sogar fotografiert. Und trotzdem willst du mit mir ins Bett?«

»Ich liebe eben die Gefahr!« Nun grinst er breit. »Außerdem: ein Tod in deinen Armen, das ist doch etwas, wovon ein Mann träumen kann!«

Unwillkürlich muss ich laut auflachen. So ein Mist! Da kommt so ein dreimalkluger Möchtegern-Agent und

stellt mein ganzes Leben auf den Kopf, und dann kann ich ihm nicht einmal richtig böse sein. Warum konnten die nicht einen von diesen aalglatten, widerlichen Schlägertypen schicken, von denen ich bereits genügend Exemplare kannte? So einer würde sich wesentlich besser als Zielscheibe für meinen berechtigten Hass eignen.

Kapitel 10

Freitag, 22.08.08, 22:45 Uhr

Ich sehe mir Brendan McCray ganz genau an. Aus der Nähe wirkt er ein wenig jünger, achtundzwanzig vielleicht. Aus seiner Körperhaltung schließe ich, dass er mindestens eine, vermutlich mehrere Kampfsportarten exzellent beherrscht. Ein ehemaliger Elite-Soldat

vielleicht, oder einfach ein Samurai, ein Freak.

Ich hatte einmal gelesen, dass die Astronauten im amerikanischen Apollo-Programm komplizierte mathematische Aufgaben in einer Zentrifuge bei fünf Ge Beschleunigung lösen mussten. Einmal kippten die Trainer unangekündigt einen Container Stahlteile auf das Blechdach. Die ganze Anlage hallte und schepperte und dröhnte, aber die Instrumente zeigten, dass der Pulsschlag der Astronauten um kein Jota schneller ging, und dass sie völlig ungerührt weiter an ihren Gleichungen arbeiteten.

So etwa schätze ich Bren ein. Er ist gewohnt, seine Ziele unaufgeregt, aber mit makelloser Präzision bis zum Ende

zu verfolgen und sich von Kleinigkeiten, wie Lebensgefahr oder Ähnlichem, nicht im Geringsten beeindrucken zu lassen. Er scheint jederzeit bereit, auf der Schwelle zwischen Leben und Tod einen Seiltanz hinzulegen, aus reinem Spaß an der Freude. Mit ziemlicher Sicherheit ist er stärker, schneller und gnadenloser als ich.

Dummerweise auch noch verflucht attraktiv! Er erwidert meinen prüfenden Blick mit heiterer Gleichmütigkeit. Wenn er mich bekommen kann, dann wird er es genießen. Wenn nicht, dann eben nicht. Und wenn er den Tod dabei findet, wäre dies wohl so etwas wie ein letztes, faszinierendes Experiment für ihn.

Angriff ist immer noch die beste Verteidigung. Ich trete ganz dicht an ihn heran und streife leicht seinen Körper. Er fühlt sich eher an wie ein warmer Stein, denn wie lebendiges Fleisch. Der Ledergeruch seiner Jacke steigt in meine Nase, vermischt mit einem anderen, dunkleren Duft, gerade an der Grenze der Wahrnehmbarkeit.

»Du hast den Preis gewonnen!« Ich lächle zuckersüß und halte beide Arme mit überkreuzten Handgelenken hoch. »Vielleicht willst du mir ja die Hände fesseln? Nur um sicherzugehen, meine ich.«

Bren sieht mich unverwandt an, nur seine Augen werden eine Winzigkeit schmaler. Langsam umfasst er meine

Hände. Seine Finger sind groß und hart, aber sein Griff ist sehr sanft.

»Gute Idee«, sagt er leise und ich muss schlucken. Ohne den Blick zu lösen, führt er meine Hände an seine Lippen und drückt diese je einmal links und rechts auf meine Knöchel. Dann dreht er mich mit einer blitzartigen Bewegung herum. Ich schlage eine unfreiwillige Pirouette in seinen Armen, und bevor ich mich versehe, hält er meine Handgelenke hinter meinem Rücken in der eisenharten Umklammerung einer Hand. Ein unverrückbarer Schenkel ist gegen meinen Po gepresst, mein Stand ist über diesen Punkt leicht nach hinten gedehnt. Auf diese Weise kann ich keine stabile Position einnehmen, keinen

überraschenden Griff ansetzen.

Sein Atem streicht von hinten an meinem Ohr vorbei und verursacht eine heftige Gänsehaut im Nacken und auf den Oberarmen.

»Gute Idee«, wiederholt er, dicht an mir. »Wir wissen ja, dass du manchmal ein wenig, hm, impulsiv bist.«

Ich lege den Kopf weit zurück und sehe ihn ruhig an, aber mein Atem geht deutlich tiefer als sonst. Bren streicht mir mit seiner freien Hand einmal sanft über die Wange, dann schließen sich seine Finger um meine Kehle und verharren dort, warm und regungslos. Uns ist beiden klar: Wenn er nun einfach zudrückt, dann bin ich in einer Minute tot.

Interessanterweise spüre ich keine Angst. Nur die rein animalische Reaktion meines Körpers, das heiße Pulsieren von Blut in meinen Adern, das Vibrieren chemischer Energie. Wie die rasch zunehmende Spannung einer gigantischen Feder, die von Kopf bis Fuß in mir zu stecken scheint. Die sich bereit macht für Kampf oder Flucht. Oder Tod.

Seine Hand löst sich, gleitet tiefer. Auf meine rechte Brust. Umfasst diese, auf die gleiche furchterregende Art, wie gerade noch meinen Hals. Der Druck seiner Finger scheint sich wie ein Schatten mit Eigenleben in mein Fleisch zu brennen.

Unsere Blicke sind ineinander verhakt.

Sein Gesicht zeigt keine Regung, abgesehen von einem tiefliegenden Glitzern in seinen Augen. Ein flüchtiger Gedanke schießt durch meinen Kopf: Wenn ich jetzt das geringste Zeichen von Angst oder Schwäche zeige, dann könnte die Situation wirklich außer Kontrolle geraten. Dann weiß ich nicht, wie er reagieren, was er tun könnte.

Die Hand fährt hinab. Taucht unter das Top. Legt sich schwer auf meine Haut, quer über den Bauch, wie ein drückender Fels.

Eine neue Bewegung, eine Drehung, und die Hand dringt in den nicht vorhandenen Spalt zwischen meinem Unterbauch und der eng anliegenden Jeans, zwingt sich unerbittlich tiefer,

unter den Saum des Slips, überwindet mit roher Kraft die Enge dort, bis sie sich besitzergreifend um meine Vulva legt und Fingerspitzen sich zwischen meine Schamlippen bohren. Harte Augen lesen alle meine Reaktionen wie ein Formel-1-Pilot seine Armaturenanzeigen.

Aufkeuchend spreize ich die Beine, halb auf Brenns Schenkel sitzend. Nicht etwa, weil mich dieser brutale Zugriff erregt hätte. Im Gegenteil, ich bin kühl wie eine Hundeschnauze. Irgendwo in meinem tiefsten Inneren heulen und toben alle meine persönlichen Dämonen, in Sekundenbruchteilen wiedererweckt und aufgepeitscht von Brenns Zudringlichkeit. Aber ich bin jetzt im Kampfmodus,

eiskalt und präsent, und ich halte die Schatten lässig in Schach, plane blitzschnell meine nächsten Züge und zeige nur die Dinge, die ich Bren sehen lassen will. Auch darin schwingt Sinnlichkeit mit, ja Erotik. Aber sie hat nichts mit der Berührung des Mannes tun, sondern ausschließlich mit der puren glasharten Gegenwart, die die Situation mir abverlangt. Mit der Rasanz und dem hohen Einsatz des Spieles, das wir miteinander spielen.

Ein leichtes Winden meines Körpers, schön ausbalanciert zwischen Widerstand und zögerlichem Verlangen. Meine Schenkelmuskeln spannen sich an, lockern sich wieder, er muss es genau spüren. Zum ersten Mal zeigen seine

Mundwinkel so etwas wie die Andeutung eines Lächelns.

Schritte auf Asphalt, näher kommend, ein Paar im Gleichschritt. Bren brummt unwillig und dreht mich halb herum, gegen die verwitterte Ziegelmauer neben dem Hinterausgang des »Gypsy«. Für die nächtlichen Passanten, die gerade an uns vorbeigehen, sind wir nur ein Liebespaar in einer etwas seltsamen Umarmung. Die ungeschützte Energiesparbirne an der Wand taucht uns in gnadenlos kühles Licht.

»Mmmh...« stöhne ich lüstern und vernehmlich und grinse Bren herausfordernd an, während ich die Hüfte unglaublich stark vor- und zurückbewege. Der doppelte Schritt,

gerade genau hinter uns, stockt für einen Moment und beschleunigt dann, nun unregelmäßig versetzt.

Bren grinst zurück, zwischen Anerkennung und Drohung. Dann, bevor er zu etwas anderem kommt, hallen erneut Schritte durch die enge Gasse, diesmal von der anderen Seite. Er seufzt leise und entfernt seine Hand aus meiner Hose. Der plötzlich freigewordene Raum fühlt sich groß genug an, um den Gürtel ein Loch enger zu schnallen.

Ich will die Initiative nicht aufgeben.

»Zu dir oder zu mir?«, frage ich ihn mit hochgezogenen Augenbrauen. Er lacht leise, ohne besonderen Humor in der Stimme, und sieht mich forschend an. Sehr schön! Solange ich ihn überraschen

kann, bleibe ich interessant für ihn. Das ist nebenbei auch gut für mein Selbstbewusstsein.

»Ich bin im ›One Aldwych Hotel‹ einquartiert«, meint er langsam. »Aber diese Luxushotels kennst du ja schon, das wäre langweilig für dich. Lass uns zu dir gehen.«

»Super!«

Ich lächle strahlend und drücke mich an ihn, als sei ich ganz begeistert. Dabei lade ich so gut wie nie andere Leute in mein Zimmer in London ein. Das ist mein Raum, meine Zuflucht, da hat niemand etwas darin verloren außer mir. Wenn Bren gut ist in seinem Job – und davon gehe ich aus – dann weiß er das auch.

Die Augustnacht ist noch angenehm mild, obwohl es den ganzen Tag bedeckt war und nicht richtig sommerlich werden wollte. Eng umschlungen, wie echte Verliebte, spazieren wir durch die Straßen auf das schwarze Loch zu, das uns erwartet.

Kapitel 11

Freitag, 22.08.08, 23:30 Uhr

Es ist wie Sex mit einem Tiger.

Einem wilden, unberechenbaren Tier mit riesigen Klauen und Zähnen, der jederzeit aus einer Laune heraus herumfahren und einen mit einem Prankenhieb zerfetzen, mit einem Biss töten kann. Der aber vorerst noch vom Drang nach Lustbefriedigung getrieben wird.

Ich schließe die Tür meiner kleinen Wohnung auf und lasse Bren an mir vorbei eintreten. Ein letzter Blick in das Treppenhaus. Kein Geräusch, kein Mensch. Keine Zeugen.

Meine Studentenbude liegt stilecht in der Gower Street, nicht weit vom Campus der Uni. Sie besteht aus einem kleinen Arbeitszimmer, einer halb abgetrennten Nische, die praktisch komplett von einer großen Matratze ausgefüllt wird, und einer winzigen Kochzeile im Flur, die von einer dünnen Leichtbauwand nur notdürftig in so etwas wie eine echte Küche abgeteilt wird. Das einzig wirklich Großzügige ist das Bad, das ursprünglich zur benachbarten Wohnung gehörte: Es

umfasst eine Doppelbadewanne, eine tiefe Dusche, zwei Waschbecken und ist mit wunderschönen Terrakottakacheln gefliest.

Alle sonstigen Wände sind in neutralem Weiß gehalten, die Böden mit nichtssagendem Linoleum oder billigem grauen Teppichboden bedeckt. Obwohl ich seit fast zwei Jahren hier wohne, haben es meine Besitztümer noch nicht geschafft, wirklich so etwas wie Leben oder Wärme einzubringen. Ich schätze, dazu bin ich einfach nicht fähig. Nur ein, zwei Mitbringsel bedeuten mir etwas. Zum Beispiel die Matrjoschka, die siebenteilige russische Puppe aus Kasachstan. Oder die Muscheln von dem Strand in Korfu, wo ich einmal mehrere

Wochen während eines Auftrags wohnte. Den Rest an Büchern, Kleidern, CDs und so könnte ich jederzeit hier zurücklassen, ohne sie je zu vermissen.

Bren sieht sich um, ohne eine Miene zu verziehen. Ich könnte wetten, dass seine Bleibe nicht unähnlich aussieht. Von einem Hotelzimmer nur daran zu unterscheiden, dass nicht jeden Tag jemand kommt und aufräumt und das Bett macht.

»Willst du etwas zu trinken?«, frage ich. »Bier habe ich nicht, nur Wasser und Weißwein.«

»Nur Leitungswasser, danke!«

Mag er geschmackloses Wasser oder ist er krankhaft paranoid und ständig auf der Hut vor Vergiftung? Ach, egal. Er

bekommt sein Glas mit einem süßen Lächeln.

»Ich bin noch ganz verschwitzt von dem Auftritt, ich gehe kurz unter die Dusche, ja?«

Bei diesen Worten streife ich schon das Westchen ab und ziehe das Top über den Kopf. Brens Blick geleitet aufmerksam über meinen BH samt Inhalt, der darunter zu Vorschein kommt. Aber ich könnte genauso gut auch ein weiteres, nur mäßig interessantes Möbelstück für ihn sein, so wenig reagiert er. Etwas enttäuscht verschwinde ich in meinem Prachtbad. Dieser Kerl ist ein harter Brocken!

Umso überraschter bin ich, als er mir auf dem Fuß ins Bad folgt.

»Willst du auch duschen?«, frage ich.

Er zuckt nur die Schultern, lächelt kurz und lehnt sich gegen die Waschbecken. Aha, daher weht also der Wind.

Methodisch ziehe ich mich aus. Nicht direkt aufreizend, aber langsam genug, dass er den Fall jedes Kleidungsstückes genau verfolgen kann. Dabei achte ich nicht auf ihn.

Der BH ist als erstes dran. Ich fröstle ein wenig, was meine Nippelchen schön aufrichtet, ebenso wie sein Blick darauf. Die Situation ist mir unvertraut, hat aber durchaus ihren Reiz. Noch habe ich alles im Griff, kann ich mich als letzte Instanz fühlen.

Gürtelschnalle, Knöpfe. Die Jeans rutscht mit einem stoffigen Geräusch auf

die Fliesen. Ich drehe Bren halb den Rücken zu und ziehe den Slip aus, heute knapp und dunkelrot. Dabei schiebe ich ihn zuerst über den Po nach unten und streife ihn dann sorgfältig die Beine hinab, zuerst links, dann rechts. Das Heben der Schenkel müsste Bren jeweils einen kurzen Blick von hinten auf meine Muschi erlauben, aus dieser Perspektive nackt und nicht von Haaren verdeckt. Ich tue so, als wäre mir das gar nicht bewusst, als würde meine Haut dort jetzt nicht leise prickeln.

Die Dusche besteht aus drei raumhohen Klarglasplatten, eine davon bildet die Tür. Ich steige hinein, schließe die Tür hinter mir und bin mir Brens Blicke sehr bewusst. Aus

irgendeinem Grund fühle ich mich hier drin nackter und schutzloser als eben noch. In einem engen Kasten eingesperrt, seiner Betrachtung ausgeliefert. Schnell schlucke ich und drehe das Wasser auf. Wie immer stelle ich mich sofort unter die Strahlen, genieße den Schock des kalten Wassers und dann das langsame, schmeichelnde Erwärmen.

Mit aller Zeit der Welt wasche ich meine Haare. Dann die Arme. Bauch und Brüste. Schenkel. Scham und Po. Sorgfältig dort. Ein winziges Bisschen aufreizend vielleicht. Schaum und heißes Wasser rinnen über meine Finger und berühren mich an allen verborgenen Stellen. Mein Atem geht inzwischen etwas schneller, ein wenig wegen der

inhärenten Erotik der Situation, und auch, weil meine Augenwinkel Bren immer noch als unbeweglich brütenden Block drüben am Waschbecken zeigen. Er hat die Arme vor der Brust verschränkt und beobachtet mich aufmerksam.

Als ich mich nochmals genau unter die Brause stelle, das Gesicht nach oben gereckt, da kommt plötzlich Leben in ihn. Mit wenigen sparsamen Bewegungen streift er seine Kleider ab, dann steht er vor der Dusche und zieht die Tür auf. Kalte Luft überspült mich.

Ich mache ihm Platz. Sein nackter Körper sieht gut aus, hart und durchtrainiert und völlig haarlos. Das überrascht mich etwas, ich hätte nicht

gedacht, dass er so eitel ist. Oder stellt das nur eine weitere Vorsichtsmaßnahme dar? Weniger Haare, weniger Spuren?

Sein Penis hängt lässig herab, und nur an der Dicke kann ich ablesen, dass meine kleine Dusch-Show ihn nicht völlig kalt gelassen hat. Da ist auch schon wieder der vertraute Drang, danach zu greifen, seine Wärme und seine Erregung und sein Leben in meiner Hand zu spüren.

»Soll ich dich waschen?«, frage ich spöttisch, nicht ernst gemeint. Sicher lässt er mich ungern so dicht an sich herankommen.

»Warum nicht?«

Tatsächlich dreht er sich zur Wand und stützt sich mit beiden Armen

vornübergebeugt dagegen, die Beine leicht gespreizt. Verdammt! Ich habe ihn schon wieder falsch eingeschätzt! Ich muss ihn viel besser kennenlernen, um einigermaßen sicher zu sein.

Ich überspiele mein Zögern und trete hinter ihn. Er legt den Kopf in den Nacken und hält mir brav die Haare zum Waschen hin. Na warte! Sorgfältig shampoooniere ich ihn ein und kraule seine Kopfhaut mit meinen Fingerspitzen, während ich mich im Rhythmus meiner Bewegungen mit Bauch und Busen an seinen Rücken drücke. Die herabbrinnende Seife macht die Reibung glitschig und leicht, sein Körper fühlt sich an wie gespanntes Leder.

Wir bleiben in dieser Haltung. Gewissenhaft reinige ich ihn überall, massiere die Flüssigseife in seine Haut. Unter den hochgereckten Armen, um ihn herum auf seiner breiten Brust, über die geraden Seiten. Und die ganze Zeit Sorge ich dafür, dass er meine Brüste an seinem Rücken spürt, meinen Bauch an seinem Hintern. Meine Bewegungen werden immer langsamer, spielerischer, die Luft wird immer schwüler vom Wasserdampf und von der unterdrückten Erregung im Singen meines Herzschlags.

Als ich über den straffen Bauch tiefer streichle, da ragt mir seine Erektion schon entgegen, hart und steil. Sehr schön! Wenigstens jetzt reagiert er wie jeder andere Mann auch! Vorsichtig

schiebe ich meine Hände links und rechts am Ansatz darum herum, nehme zuerst die Hoden und wasche ihn dort unten. Schiebe die finale Belohnung noch etwas hinaus, erzeuge ihn noch stärker. Meine Lippen liegen bewegungslos auf seiner Wirbelsäule. Darunter spüre ich, dass seine Atemzüge nun ebenfalls tiefer gehen.

Endlich nehme ich seine Männlichkeit in meine Hände, erkunde die Länge, die Samtigkeit der Haut, die Stabilität im Innern. Ich streiche daran entlang wie an kostbarem Stoff oder an einer ungewöhnlichen Schnitzerei, die man einfach mit den Fingerspitzen berühren muss, um sie wirklich zu erfassen.

Sein Schwanz ist nicht übermäßig

lang, aber schön dick. Das mag ich gern. Ich presse meine Schenkelmuskeln zusammen und reibe mit dem behaarten Venushügel gegen Brens Hintern, Spüre die erwachende Leere im Inneren meines Schoßes. Kitzlige Vorfreude, gepaart mit unterdrücktem Bangen. Noch ist es einfach für mich, mich als Täter zu fühlen. Noch hat er mich nicht gepackt, unter sich begraben, mich hilflos festgenagelt. Noch halten meine Kanaldeckel. Die darunter herumstreichenden Geister sind noch kraftlos und ungefährlich. Aber sie warten geduldig.

Meine Finger schließen sich fester um den knochenharten Kolben und ich ziehe die Haut zurück, so weit es geht. Bren

erzittert leicht. Die Eichel steht nun nackt und ungeschützt im heißen Rinnsal, das von seiner Brust herabströmt.

Ich taste mich ganz langsam nach vorn. Zuerst stoße ich auf die Kerbe des Eichelrandes und drücke sanft die Fingerspitzen hinein. Neues Erschauern, Bren atmet tief aus und lässt den Kopf hängen, verfolgt wohl meine Liebkosung.

Meine rechte Hand schließt sich um seine Eichel, umfängt die pralle Haut, drückt die gerundete Form leicht. Für einen Moment kann ich kaum glauben, dass auch so ein harter Typ wie Bren eine so empfindsame Stelle besitzt. Ist das sein Lindenblatt? Siegfrieds verwundbarer Fleck saß zwischen den Schulterblättern. Ist dies hier Brens

weiche Stelle? Wenn ja, dann will ich es wissen.

Mein undurchsichtiger Liebhaber bewegt nun sachte sein Becken vor und zurück, drängt mir immer wieder seinen Schwanz fest in die Hand. Ich verstärke den Druck meiner Finger und lasse wieder nach, rhythmisch, seinen Impulsen folgend. Unser Spiel geht hin und her, langsam und genießerisch.

Will er etwa, dass ich ihm zur Eröffnung einen runterhole, hier und jetzt? Aber nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Er will mich sicher haben wollen, er oben, bestimmend und lenkend.

Da richtet er sich auch schon auf. Ich bleibe von hinten an ihn geschmiegt,

halte sein Glied fest.

»Danke für die Körperpflege«, meint er halb spöttisch, halb ernsthaft.

»Bitte sehr, gern geschehen.« Den Tonfall kann ich auch!

Er stellt das Wasser ab und öffnet die Tür. Das ganze Bad dampft inzwischen vor schwüler Feuchtigkeit. Seine Hand nimmt die meine, löst meinen Griff um sein Ding.

»Komm!«

Nur ein Wort, aber ich folge ihm sofort. Er zieht mich nach vorn, bis vor das Doppelwaschbecken. Der große Spiegel darüber ist an den Rändern beschlagen, aber in der Mitte noch frei. Unsere Blicke begegnen sich über das reflektierende Glas, nun steht er hinter

mir. Ich ahne, was er vorhat und schlucke. In meinem Magen scheint plötzlich ein großer Stein zu liegen.

Seine Hände umfassen meine Taille von beiden Seiten. Nicht einmal grob, aber auch nicht besonders liebevoll. So wie er vielleicht ein nützliches Pferd berühren würde. Die Daumen drücken gegen meinen Rücken und gehorsam beuge ich mich vor, stützte mich auf die kühle, beschlagene Keramik. Dabei halten wir unseren Blickkontakt. Wir beide sind aufmerksam, sensitiv, tasten uns ab, innerlich wie äußerlich.

Bren zieht die Hüfte zurück und die pralle Wurstform, die sich gerade noch gegen meinen unteren Rücken gedrückt hat, rutscht nach unten und findet wie

von selbst die Vertiefung zwischen meinen Schenkeln. Ich verbreitere meinen Stand ein wenig, drücke die Knie bequem gegen die Fronttüren des Unterschranks und kippe das Becken nach vorn.

»Willst du mich jetzt töten?«, fragt er weich und drückt seine Eichel ein wenig gegen meine empfindsamen Schamlippen. Seine Augen leuchten schwarzbraun im Spiegel, wie glimmendes Ebenholz.

»Nein.« Ich seufze und lasse meinen Unterleib einmal kreisen, versuche mich auf ihn draufzuschieben. »Das will ich nicht. Und jetzt fick mich endlich!«

Überrascht stelle ich fest, dass das sogar die Wahrheit ist. Etwas fühlt sich

anders an als sonst. Ich muss mich nicht krampfhaft an den Gedanken klammern, dass er ja mit mir ruhig tun und lassen kann, was er will, weil ich ihm gleich darauf das Lebenslicht ausblasen werde.

Innerlich zucke ich ein wenig zusammen. Was bedeutet das? Habe ich mich etwa wirklich in Bren verliebt? Will ich, dass er weiterlebt?

Nein. Nach wie vor ist er ein gefühlskalter Killer, aus noch unbekannten Gründen auf mich angesetzt und sehr bedrohlich. Ich würde ihn sofort umbringen, wenn es gefahrlos möglich wäre.

Aber was ist es dann? Warum fühle ich mich so entspannt wie selten zuvor mit einem Mann? Verwirrt versuche ich,

die Antwort in seinen Augen zu lesen, aber ich sehe nur sorgsam kontrollierte Erregung.

Mit einer einzigen, unwiderstehlichen Bewegung schiebt er sich nach vorn und treibt seinen Schwanz tief in mich hinein. Ich bin innen noch nicht besonders feucht, er muss Widerstand überwinden. Die starke Reibung intensiviert die plötzliche innere Berührung, der dicke Eindringling spaltet mich, treibt mein Fleisch auseinander, spießt mich auf. Ich fühle jeden Zentimeter davon sehr präsent und reiße – durchaus gern – Augen und Mund weit auf.

»Uhhh!«

Bren verhält, die Hände fest um meine

Hüftknochen gelegt. Bewegungslos
schwelgen wir im Erlebnis dieses
ersten, durchdringenden Kontakts,
genießen die wachsende Begierde auf
mehr davon, auf Verstärkung, auf
allumfassende Ausweitung.

Mit einem Mal ist mir alles egal.

Ob ich mit dem Mossad (oder wem
auch immer) kooperiere oder nicht: egal!

Ob ich lebendig aus dieser verrückten
Geschichte herauskomme oder nicht:
egal!

Ob Brendan mich umbringt oder ich
ihn: scheißegal!

Ich will mich nur noch flachmachen
auf dem unbequemen Waschbecken, will
meine Beine weit spreizen, will
genommen werden, beherrscht, gefickt.

Will spüren, wie Brenns dicker Prügel mich ausfüllt und köstliche Funken an meinem Feuerstein schlägt. Will nur noch williges Weibchen sein, lüsternes Fleisch, gedankenlos, willfährig, ekstatisch.

Stöhnend beuge ich mich weiter vor, gehe auf die Ellenbogen, biete meine Kehrseite so breit wie möglich dar. Der Spiegel ist jetzt ganz dicht vor meinem Gesicht, mein Atemhauch zaubert einen kleinen blinden Flecken auf das Glas. Immer noch hält mich Brenns Blick darin gefangen, und ich verberge nichts von dem Lustschwall, der in mir aufwallt wie eine dickflüssige Fontäne. Er sieht es, erstaunt, aber auch erfreut, und setzt seinen zweiten Stoß in mich. Noch eine

Kleinigkeit tiefer als der erste, fast schmerzhaft stark, aber wundervoll spannungsgeladen und prickelnd.

Ich zerfließe förmlich.

Wohlig jammernd gebe ich mich ganz seiner Behandlung hin. Er drängt mich noch weiter nach vorn, meine Stirn rempelt gegen den Spiegel, der einen hellen Klang von sich gibt. Dann noch einen und noch einen, gemischt mit dem Klatschen von erregtem Fleisch in der schneller werdenden Frequenz unserer Bewegungen.

Wenn er mich noch heftiger fickt, dann zerbricht der Spiegel und zerschneidet mein Gesicht, geht mir durch den Kopf. Aber auch das ist nur ein müßiger Gedanke am Rande, nichts, womit ich

mich wirklich befassen müsste. Einfach egal! Das verzehrende Brennen, das in meinem Unterleib hochkriecht, duldet keine anderen Eindrücke neben sich. Drängt alles beiseite.

Auch meine undurchdringlichen Abwehrmauern.

– Flash –

Dave, mein Halbbruder, vögelt mich von hinten, ich hänge halb über der Lehne des alten Sofas in unserem Wohnzimmer. In zwei Tagen ist mein dreizehnter Geburtstag. Dave kommt seit einigen Wochen zu mir, und nach dem anfänglichen Strudel aus Schock, Scham und Verzweiflung beginne ich, es heimlich herbeizusehnen, zunehmend zu genießen. Mein Körper versucht sich

anzupassen, mit diesen neuen Eindrücken zurecht zu kommen. Mein Geist verdreht sich ebenso, ich fantaschiere darüber, wie wir später einmal heiraten werden. Ganz in Weiß natürlich.

– Flash –

Ich knie mit eng zusammengepressten Schenkeln auf einem Hotelbett, den Hintern hoch in die Luft gestreckt, das Gesicht in einem Kissen vergraben. Peter steckt in mir und betätschelt meine Hinterbacken. Er ist Stammkunde und will mich jedes Mal in dieser Position, was auf die Dauer ziemlich unbequem wird. Er braucht immer ewig, bis er schnauft und kommt.

– Flash –

Jean, der französische Mafia-Boss, liegt auf meinem Rücken. Er ist groß und stark und hat einen Bauch. Sein Gewicht – einhundert Kilo mindestens – drückt mich zusammen, nimmt mir den Atem. Ich liege mit weit gespreizten Armen und Beinen unter ihm, spüre seinen Schwengel in mir, und seine Hände unter meinen Leib gezwängt, um die Brüste gekrallt. Ich erschauere vor sündhafter Ekstase, aber gleichzeitig hält nur der Gedanke an die Pistole, die drüben hinter dem Badschrank versteckt liegt, mich davon ab, sofort den Verstand zu verlieren.

– Flash – Flash – Flash –

Diese Bilder kommen nicht unerwartet. Und seltsamerweise stürze

ich auch nicht kopfüber in den Eimer voller nackter Panik wie sonst. Ich kann mir die Erinnerung ansehen, wie alte Filme, die vom häufigen Gebrauch schon ganz fleckig und verkratzt über die Leinwand zittern.

Mein Körper erinnert sich, er hat jede dieser Begegnungen irgendwo gespeichert, versteckt auf winzigen Festplatten aus Eiweiß und Aminosäuren, die tief in meinem Muskelfleisch vor sich hin surren. Mit der Erinnerung steigen auch alle damit verbundenen Gefühle wieder in mir auf. Angst, Verzweiflung, Begierde, Wut, Hass, Lust. Alles durcheinander. Das unkontrollierte Schütteln, das mich erfasst, ist zum Teil das Ergebnis dieser

alten Eindrücke, zum Teil das nächste Stadium im aktuellen Liebesspiel mit Bren. Ist dieser harte Gegenstand, der da so lästig gegen meine Wange drückt, der Wasserhahn? Aber auch das ist egal!

Staunend verfolge ich, wie ein Bild nach dem anderen aus den modrigen Tiefen meines Gedächtnisses aufsteigt und sich neben die anderen reiht, wie sauber auf einer Leine aufgehängte Wäschestücke. Die blinde, animalische Furcht ist noch da, so stark wie eh und je, aber sie zwingt mich heute zu nichts. Ich bin einfach da und erlebe sie, halte sie aus. Gehe durch sie hindurch.

Ich bin nicht die Furcht!

Das ist eine neue Erkenntnis. Ein neuer Glaubenssatz vielleicht, nützlich für die

Zukunft.

Ich bin nicht die Furcht!

Später habe ich keine Ahnung, wie lange ich in dieser un-wirklichen Trance schwebe. Ich berühre meine Erinnerungen, stupse sie an. Necke sie. Tanze mit ihnen. Mache die unglaubliche Erfahrung, dass sie nicht meine Feinde sind, dass sie mich nicht sofort mit Haut und Haaren verschlingen, wenn ich sie in meine Nähe lasse.

In dieser Zeit erlebe ich keinen Orgasmus. Aber ich schwanke unkontrolliert über ein Plateau, das mehr Versprechen, mehr Verheißung bereithält, als der intensivste Höhepunkt es jemals könnte. Stundenlang, so scheint es mir, vibrieren Leib und Seele

gemeinsam unter dem Ansturm von äußeren Sensationen und inneren Blitzlichtern.

Irgendwann werde ich da herausgerissen, zurück in die Wirklichkeit. Bren, dessen langsame, methodische Stöße die ganze Zeit das Fundament zu dem Orchester in meinem Kopf gebildet hatten, ächzt gepresst auf. Seine Hände lösen sich erstmals von meiner Taille, er greift nach mir und zieht mich hoch, bis mein Rücken gegen seine Brust prallt. Ich bin voll aufgerichtet und in der Mitte unangenehm durchgebogen, ansonsten würde er herausrutschen.

Er legt seine Arme um mich und quetscht mich fest an sich, nimmt mir

jede Möglichkeit zu atmen. Seine Bewegungen werden schneller, begieriger, seine Augen treten hervor, quellen ihm fast aus dem geröteten Kopf. Er starrt geradeaus in den Spiegel, aber er sieht mich nicht, sieht wohl auch sich selbst nicht. Wie ich, bis gerade eben noch, ist er gefangen in seiner eigenen Welt. Seinem höchstpersönlichen Paradies. Oder, wahrscheinlicher, in seiner privaten Hölle. Mit einem Mal weiß ich, dass sein früheres Leben bestimmt nicht erfreulicher ausgesehen hat als meines. Eigentlich logisch! Wie sonst kann man auch auf den Gedanken kommen, ein Killer zu werden und von Berufs wegen andere Leute ums Leben zu bringen!

Er bewegt sich nun kaum noch in mir, unmerklich kurze, zittrige Stöße. Der beinharte Schwanz dehnt mich und drückt fast unangenehm von innen gegen die vordere Scheidenwand. Dort irgendwo sollte mein G-Punkt sein, aber davon spüre ich gerade nicht viel. Bren sieht gequält aus, sein Gesicht erinnert eher an ein Folteropfer als an einen Liebhaber.

Endlich bricht etwas, er stöhnt laut und nimmt mich, hält mich, schiebt mich mit einem Ruck ganz auf sein Rohr, so wie einen großen Gegenstand. Dann noch Mal. Und noch Mal.

Dann kommt er.

Lange, bittere Stöße. Heiße Nässe spritzt in mich, rinnt heraus. Meine

Rippen knacken unter seiner mörderisch harten Umarmung. Ich reiße den Mund auf, aber ich bringe nicht den geringsten Ton heraus. Gefesselt an ihn erlebe ich alle Details seines Höhepunktes genau mit, jedes Zucken, jedes Schnaufen, jede Bewegung.

Es ist klar, dass ich für ihn gerade gar nicht existiere. Oder besser: nur als Objekt, als beliebig manipulierbare Sexpuppe, als bequemes Mittel zur Triebabfuhr.

Interessanterweise macht mich das nicht wütend. Stattdessen spüre ich ein unbekanntes, zartes Gefühl irgendwo in meiner Mitte. Was mich umso mehr erschreckt.

Liebe ich diesen Mann etwa?

Nein. Das kann nicht sein! Völlig unmöglich.

Aber warum wendet sich dann mein Herz nach hinten, in seine Richtung. Warum diese Zärtlichkeit, mit der ich seine grobe und blinde Behandlung dulde, ja begrüße? Warum dieses Mitgehen, dieses Freuen über den Orgasmus, der so wirkt, als hätte er ihn sich hart erkämpfen müssen?

Als er ein wenig erschlaft und wir zusammen nach vorn über das Waschbecken sinken, da wird es mir langsam klar.

Es ist nicht Liebe.

Es ist ein ganz normales, menschliches Mitgefühl.

Mitgefühl mit einem Tiger.

Einem wilden Tier, dessen Dschungel jeden Tag kleiner wird, angenagt von den anonymgrauen Mächten des Alltags und des Durchschnitts. Bei dessen Anblick man unversehens einen Kloß in der Kehle spürt. Traurigkeit über den Anblick der grandiosen Kraft, des unzähmbaren Loderns hinter den Augen, dem herrlichen Spiel der Muskeln unter dem Fell.

All das passt nicht mehr in die heutige Zeit, ist zum Untergang verdammt, zum Verschwinden verurteilt. Der Tiger weiß es auch, aber er lässt sich davon nicht beeindrucken. Er wird bis zum letzten Atemzug fauchen und kratzen und beißen und seine Freiheit verteidigen.

Ein verdammt trauriges Bild. Ich

schlucke meine Tränen hinunter und vermeide sorgfältig die Frage, ob auch mein Fell orange und schwarz gestreift sein könnte.

Kapitel 12

Samstag, 23.08.08, 00:50 Uhr

Später lieben wir uns auf meinem Bett. Eigentlich nur eine schlichte Matratze mit Überzug, aber das spielt keine Rolle.

Wir sprechen kaum miteinander. Lächeln auch wenig. Sehen uns eher scheu an, verlegen. Konzentrieren uns lieber auf die handfesten, körperlichen Eindrücke. Seine Rippen unter den straffen Brustmuskeln. Seine Zähne um meine Brustwarzen. Meine Finger, die nach der Stelle tasten, wo sein beweglicher Schwanz von weichen

Schamlippen gehalten wird.

Eine seltsame Atmosphäre hält uns umfassen. Gelöst, fast heiter. Wir wissen beide, dass dies nicht von Dauer ist, aber furchtsam vermeiden wir alles, was einen Wirbel verursachen und dieses verzauberte Stimmung vertreiben könnte.

Die ganzen Erinnerungen, die von unserer Begegnung aufgewirbelt worden waren, habe ich inzwischen durchgesehen, geprüft, nummeriert und wieder sorgfältig abgeheftet. Neue Ordnung in der Briefmarkensammlung meines bizarren Lebens. Also kann ich mich ganz auf das Hier und Jetzt konzentrieren.

Meine Scheide schmerzt ein wenig,

aber sie ist nun auch weich und geweitet, durchgewalkt von Brens voluminösem Gerät. Inzwischen nehme ich ihn problemlos ganz auf, er gleitet köstlich leicht in mich, ohne Widerstand.

Verschiedene Stellen an meinem Körper brennen oder stechen. Morgen früh wird mich eine ganze Reihe von blauen Flecken im Spiegel begrüßen, soviel ist sicher. Aber im Moment halten diese Schmerzimpulse nur das Lustempfinden am Köcheln, das immer wieder als großflächiges Kribbeln über meine Haut wandert.

Bren drückt sich hoch, stützt sich auf Knie und Handflächen. So hängt er über mir, unsere einzige Berührung besteht jetzt im Kontakt unserer Genitalien. Ich

blinzle ihn an und räkle mich verführerisch, winde lasziv meinen Körper, der unter ihm noch schmaler aussieht als sonst. Dadurch rotiert sein Glied in mir, drückt schön nach rechts und links. Ich muss einfach wieder meine Hand dorthin legen und unseren Kontakt spüren.

Er verfolgt alles aufmerksam, genießt den Anblick sichtlich. Er zieht sich zurück, lässt mich die nasse Eichel fühlen, dann geht er wieder tief hinein. Ich seufze genießerisch und versuche, ihn mit meinen Scheidenmuskeln richtiggehend zu ergreifen.

»Streiche dich ein wenig selbst«, verlangt er halblaut.

Ich sehe zu ihm hinauf und befühle

probehalber das obere Ende meines Schlitzes.

»Macht dich das an?«, frage ich leichthin und lasse meine Finger über der Klitoris kreisen.

Er nickt nur, und tatsächlich spüre ich, wie sein Schwanz sich in mir wieder deutlich verhärtet.

Ich muss kichern.

»Das habe ich noch nie probiert: Mich selbst befriedigen, während ich gebumst werde!«

Er lächelt leicht und nickt mir aufmunternd zu. Auf seinen wohl trainierten Muskeln kann er vermutlich stundenlang so über mir schweben und mir beim Masturbieren zusehen.

Schnell stelle ich fest, dass mich

dieses Spielchen ebenfalls ziemlich antörnt. Ich rutsche bequem unter ihm zurecht und streiche mir ein paar Mal über die ganzen Vorderseite. Meinen Brüsten widme ich besondere Aufmerksamkeit. Dies sowohl weil die Brustwarzen noch geschwollen und überempfindlich sind und bei der leisesten Berührung juckendes Kribbeln in meinen Bauch schickten als auch um Bren zu zeigen, wie ich dort gern berührt werden will. Am schönsten sind ganz leichte Reibungen an den Außenseiten.

»Mhhh ...«

Seine Augen leuchten auf. Er mag es also auch, wenn ich meine Lust in Tönen ausdrücke. Ich denke kurz an den fantastischen MP3-Player, den ich mir

letztens zusammenfantasiert hatte, und muss versonnen lächeln.

Wie von selbst tauchen meine Finger in meinen Schoß, tasten nach der Stelle, wo die aufgespreizten Schamlippen über dem dazwischen steckenden Rohr zusammenlaufen und wo sich meine kleine Perle unter einigen Hautfalten verbirgt. Ich fange an, mich ernsthaft zu stimulieren, sehe Bren dabei offen in die Augen und lasse ihn über meine Seufzer und Geräusche an meiner schnell wieder hochwogenden Erregung teilhaben.

»Das macht mich echt heiß so!«, raune ich ihm zu und bewege das Becken ein wenig, um seinen Schwanz besser in mir zu spüren. Er antwortet nicht, sondern verfolgt nur weiter gespannt mein

Streicheln.

Diese Kombination aus Fick und Selbstliebe, verbunden mit einem Schuss voyeurhafter Beobachtung, bringt mich im Handumdrehen auf Touren. Ich produziere mich, demonstriere ihm meine Wollust ganz ungehemmt, und nähre mich davon, wie es ihm gefällt. Mein Unterleib walkt völlig von selbst um den Stachel in seiner Mitte herum, versucht die Berührung zu maximieren, jede Kleinigkeit wahrzunehmen.

»Jetzt bin ich ganz erregt. Dann brauche ich die Berührungen ein wenig härter!«, flüstere ich Bren verschwörerisch zu, lege die Fingerspitzen um die hart hochstehenden Brustwarzen und presse sie fest

zusammen. Glühende Pfeilspitzen fahren in meine Brüste und von dort hinunter, treffen das Zentrum meiner Hitze. Mein Körper wölbt sich hoch, hektisch grabe ich wieder in meinem Schoß, presse, massiere, reibe, die Augen weit aufgerissen. Ich lasse Bren auch durch den Blickkontakt in mich eindringen, lasse ihn einsickern in mein Inneres, bis ich so erfüllt von seiner Präsenz bin, wie meine Nase von unseren vermischten Dünsten.

Ein kleiner, vibrierender Punkt im Unterbauch beginnt zu leuchten, zu strahlen, dehnt sich aus, erfasst erst den Schoß, die zitternden Schenkel, dann mein ganzes Dasein. Mit einem klagenden Laut lasse ich mich

hineinfallen in diesen Strudel, lasse mich wirbeln und mitspülen. Es ist keine Explosion, keine fulminante Spitze. Es ist mehr wie eine langgezogene Welle auf dem offenen Meer, auf der Oberfläche glatt und elegant, aber im Wasser von unwiderstehlicher Kraft.

Mein Blick verliert den Focus, Brenns Gesicht über mir verschwimmt ein wenig. Wohlige Spasmen durchlaufen mich von Kopf bis Fuß, die Brüste schwappen im Takt meiner Bewegungen auf und ab, und irgendwie habe ich plötzlich meine Waden um Brenns Po geschlungen und reibe meine pulsierende Scham hart gegen ihn. Gegen seinen Schwanz, der nun wieder berstend voll geschwollen in mir steckt.

Er hält sich immer noch zurück, ist völlig passiv, wie ein Felsblock, kein Muskel zuckt. Unvermittelt spüre ich Ärger, vermischt mit Trotz. Ich will, dass er auch kommt, dass er dasselbe fühlt wie ich.

»Los, fick mich!«, keuche ich atemlos in einem jammerigen Ton, für den ich mich selbst verachte. »Stoß mich, aber richtig hart. Bitte ...«

Er zögert eine Sekunde, dann tut er es. Sein Gewicht sinkt auf mich herab, eine Hand schiebt sich unter meinen Po, die andere legt sich um meinen Nacken. Und so, völlig in seinem Griff, empfangen ich seine ersten Stöße, die mich mitten in meinen nachlassenden Orgasmus treffen. Neue Brecher, umherfliegende Gischt,

völlige Hingabe.

Bren hält mich wieder im eisernen Käfig seiner Umarmung gefangen, er pumpt heftig in mich hinein, fast maschinenhaft. Er keucht in mein Ohr, und erneut habe ich das Gefühl, dass dieser Akt für ihn nicht nur angenehm ist. Er kämpft, kämpft gegen einen unbekannten Gegner, für ein unbekanntes Ziel. Wie wohl seine Dämonen aussehen?

Wieder dieses hauchzarte Mitgefühl. Ich möchte ihm helfen, möchte, dass er sein Ziel erreicht. Aber wie? Einfach passiv bleiben? Es aushalten? Auch wenn es langsam unangenehm wird?

Seine rechte Hand gräbt sich tiefer, Fingerspitzen fühlen nach der Spalte

zwischen meinen Hinterbacken, die so, mit gespreizten Knien und vorgekipptem Becken, weit auseinanderklaffen und die Analfurche freigeben. Er tastet daran entlang.

»Ja! Tiefer! Reib mich bitte hinten!«, flüstere ich ihm ins Ohr, einer Eingebung folgend. Ob er wohl, wie viele Männer, darauf abfährt?

Tatsächlich spüre ich sofort, wie sein Rhythmus sich verändert, langsamer und tiefer wird, intensiver. Eine Fingerkuppe presst sich auf meinen empfindsamen Anus, der vom gerade durchlebten Höhepunkt noch ganz weich und entspannt ist, und geht dort in kreisende Bewegungen über. Sein unbarmherziger Griff um mich lockert sich etwas, er ist

jetzt aufmerksamer, weniger gefangen in seiner eigenen Welt. Er will möglichst viel von mir spüren. Speziell von meinem Arsch.

»Oh ... gut ... mach weiter ...«, keuche ich und gehe bereitwillig mit. Meine eigene Lust schwappt zwar nur noch träge und auf diese anale Stimulation hätte ich jetzt auch verzichten können, aber für meinen Lover mache ich auch ein wenig auf Show. Seine spürbar zunehmende Erregung gibt mir ein warmes Gefühl von Befriedigung. Es ist nicht schwer, seine nächsten Wünsche vorauszuahnen.

»Kannst du mir bitte ... die Fingerspitze ... ein wenig hinten reinschieben?«, hauche ich an seinem

Hals und schließe die Augen, spüre ganz nach dem Punkt, wo er, vom steinharten Penis nur durch ein dünnes Häutchen getrennt, gleich eindringen wird.

Eine Fingerkuppe bohrt sich mit einer korkenzieherartigen Bewegung in meine Rosette und fühlt sich dabei doppelt so groß an. Ich atme tief durch und bleibe ganz entspannt, ganz weich. Als er auf so wenig Widerstand stößt, dringt er gleich weiter vor, bis der Finger bis zum zweiten Knöchel in meinem Hintereingang steckt und dort von innen gegen den eigenen Schwanz reibt.

»Ah ... ah ...«

Es ist nicht ganz einfach, offen zu bleiben. Am liebsten würde ich ihn jetzt einfach abwerfen und mich

zurückziehen. Aber seine Bewegungen zeigen mir, dass er unglaublich gereizt ist, ganz dicht davor. Seine Bauchmuskeln fühlen sich an wie Panzerplatten und an meiner Wange pocht sein Blut heiß und rasend durch die Adern.

»Bitte ... fick mich hinten ... fick mich in den Po ...«, stöhne ich und kralle meine Nägel absichtlich voll in seinen Rücken.

Das treibt ihn über die Kante. Zwei, drei letzte, gewaltige Stöße, dann brüllt er dumpf auf, erstarrt kurz zur Salzsäule, und schüttelt sich dann wie ein Hund am ganzen Leib, während er immer wieder in mich spritzt.

Genau so habe ich es mir gedacht und

erhofft. Allein die Vorstellung von Analverkehr bringt die meisten Männer in Nullkommanichts auf die Palme. Ansonsten wäre es wohl schwierig geworden: Entspannung hin oder her, aber ich glaube beim besten Willen nicht, dass ich sein Gerät in meinen Arsch bekommen hätte.

Kapitel 13

Samstag, 23.08.08, 01:45 Uhr

Die nächsten Minuten empfinde ich als traumhaft schön. Wir liegen eng umschlungen noch ineinander, unsere vermischten Körperflüssigkeiten trocknen langsam auf der noch von innen glimmenden Haut. Unser gemeinsamer Herzschlag fällt langsam und spürbar vom Stakkato zurück in sein normales,

geruhsames Taktmaß, von einhundertfünfzig auf sechzig beats per minute, vom schweißtreibenden Techno-Kracher zur Ballade.

Ich schmiege mich eng an Bren, genieße sein Gewicht, und staune erneut darüber, wie, nun ja, normal unsere Begegnung und meine sexuelle Erfahrung mit ihm bislang ablief. Weder spüre ich den Zwang, ihm sofort eine Kugel in den Kopf zu schießen noch habe ich das Gefühl, ansonsten vor Angst verrückt zu werden.

Naja, zumindest nicht gleich.

Darunter sitzen nämlich immer noch die alten, schwarzverkrusteten Dämonen. Ich kann sie spüren und hören. Sie flüstern miteinander, anscheinend

verunsichert wie ich selbst. Etwas ist anders geworden, und sie müssen sich auf die neue Situation erst einstellen. Für den Moment gewähren sie mir zumindest eine Atempause. Und einen Ausblick darauf, wie ein normales, gesundes, positives Liebesleben vielleicht aussehen könnte. Etwas, das ich bisher nur in der Theorie kannte.

Bren nimmt einen kellertiefen Atemzug. Dann rührt er sich, schiebt sich zur Seite. Sein Glied gleitet heraus, leicht und einfach. Wir sind wieder zwei getrennte, autonome Wesenheiten.

Er sieht mich an. Sein Gesicht zeigt keine Regung. In mir steigt wieder die bekannte Sorge auf. Ich kann ihn nicht lesen, nicht einschätzen. Ich weiß nicht,

was der Tiger als nächstes tun wird. Was ich tun kann, um ihn zu beeinflussen. Ich begnüge mich damit, seinen Blick genauso zu erwidern. Offen, furchtlos – hoffentlich – und ruhig.

Endlich verändert sich seine Miene eine Winzigkeit, es könnte so etwas wie die Andeutung eines Lächelns sein. Dann drückt er mich kurz und steht auf, geht ins Bad. Gedämpftes Plätschern. Ich sehe an die Decke und lasse mich weiter treiben.

Als er zurückkommt, ist er immer noch nackt, aber ich spüre, dass er seinen Panzer bereits wieder trägt. Die kühle Ausstrahlung, die die anderen Leute auf der Tanzfläche auf Abstand gehalten

hatte, ist von neuem präsent. Ein Killer ist in meinem Zimmer.

Nun ja, warum nicht? Für ihn gilt das schließlich genau so.

Bren lässt sich im Schneidersitz neben mir nieder und sieht mich eine Weile unergründlich an.

»Was brauchst du für den Auftrag?«, fragt er dann. Na schön, back to business.

»Eine Pistole. Automatisch. Am liebsten eine Glock 18C. Standard-Munition. Ein sicheres Handy, mit dem ich dich erreichen kann.«

»Die Glock ist kein Problem. Das Handy brauchst du nicht, ich bleibe mit dir in Verbindung.«

Ich nicke neutral. Das dachte ich mir

bereits. Sie trauen mir noch nicht soweit, dass sie mich unbeobachtet gelassen hätten. Sie werden also an mir dranbleiben, was bedeutet, dass ich Antonia vor ihren Augen töten muss. Vermutlich wird ein Scharfschütze in der Nähe lauern und selbst abdrücken, falls ich versagen sollte. Aus Sicht von Brens Organisation bin ich ein noch ungeprüftes Werkstück, das man nicht unbeaufsichtigt lassen kann.

Bren überlegt.

»Du findest die Pistole übermorgen in deinem Briefkasten. Wir sehen uns erst wieder, wenn Antonia tot ist.«

»In Ordnung.« Ich gestatte mir ein kleines Lächeln. »Ich freue mich darauf.«

Er lächelt zurück, aber es ist nur eine angelernte Grimasse mit dem Mund. Seine Augen bleiben vorsichtig, kühl. Ich weiß plötzlich mit absoluter Sicherheit, dass auch er von unserer Begegnung verunsichert ist. Vielleicht etwas Neues, Ungewohntes erlebt hat, das er noch nicht einordnen kann. Und darum jetzt besonders misstrauisch ist.

Daher wundert es mich auch nicht, als er sich plötzlich mit einer fließenden Bewegung erhebt und seine Kleider holt. Ich bleibe regungslos liegen und sehe zu, wie er sich anzieht.

Als er die Jacke wieder anhat, steht er für einen Moment zögernd vor der Matratze. Ich spüre, dass er etwas sagen möchte. Nach Worten sucht. Aber es

kommen keine. Er macht den Mund nicht auf. Schließlich nickt er mir nur zu und will sich schon umdrehen, zur Tür hin.

»Bren«, sage ich leise. »Danke!«

Er sieht mich fragend an. »Wofür?«

Ich atme einmal tief durch.

»Du kennst meine Gewohnheiten. Das ist seit vielen Jahren das erste Mal, dass ein Mann mein Bett lebendig verlässt.«

Er nickt, fixiert mich.

»Warum?«, will er dann wissen.

Ich zucke die Schultern.

»Vielleicht, weil ich es nicht schaffen würde. Du bist stärker als ich, und schneller. Besser ausgebildet. Ich weiß das. Vielleicht entspannt mich das. Wenn die Dinge nicht zu ändern sind, dann kann ich sie besser akzeptieren.«

Damit sage ich die Wahrheit. Eine Lüge wäre jetzt viel zu gefährlich.

Bren liest mich, interpretiert mich. Offenbar kommt er auch zum Ergebnis, dass ich aufrichtig bin.

»Wenn du bei uns bist, dann werden wir öfter zusammenarbeiten. Vielleicht setzt man uns als Team ein.«

Das ist wohl als Kompliment gemeint oder als Versprechen. Ich blinzele erfreut.

Er geht. Die Tür fällt hinter ihm ins Schloss und hinterlässt nur Stille. Ich ziehe die Decke hoch, ein Frösteln überzieht unversehens meine nackte Haut. Unter den Daunen kuschle ich mich in einer embryonalen Stellung zusammen. Eine Hand ist zwischen meine Schenkel geklemmt, die noch nass

von den verschiedenen Säften sind.

Ich bin Bren wirklich dankbar. Was ich sagte, war die reine Wahrheit. Er ist mir einfach überlegen, und jeder Gedanke an Widerstand, an Angriff wäre einfach lächerlich. Vielleicht wäre es anders, wenn ich eine Waffe in der Wohnung hätte. Aber ich bin mir fast sicher, dass Bren – oder jemand anderes von seiner Organisation – meine Bude bereits im Vorfeld gründlich gefilzt hatte, ohne dass ich etwas davon bemerkte.

Was ich ihm nicht sagte: Dennoch ist es nach wie vor meine Absicht, ihn zu töten.

Dafür gibt es mindestens zwei gute Gründe. Zum einen halten meine

Dämonen zwar einigermaßen still, aber nur, weil sie davon ausgehen, dass aufgeschoben nicht aufgehoben bedeutet. Ich wage nicht, ihnen darüber hinaus mehr zuzumuten. Sie warten also auf dieses Opfer, ansonsten werden sie sich an mir rächen.

Zum anderen ist es einfach zu riskant, ihn am Leben zu lassen. Auch wenn meine Begegnung mit dem Tiger unerwartet schön verlief, so bleibt er doch ein wildes, unberechenbares Tier. Bleibt eine existenzielle Gefahr für mich. Und wie man mit solchen Gefahren umgeht, das habe ich mit vierzehn Jahren von und mit meinem Stiefvater gelernt. Und später von Aleksej, dem Russen.

Meine Mundwinkel zucken, ich lächle in der Dunkelheit unter der Decke. Mein Handlungsspielraum hat sich heute um mindestens tausend Prozent erweitert. Ich muss meine Lover nicht mehr sofort um die Ecke bringen, ich kann das eine Weile aufschieben. Wow – ein echter Fortschritt! Allein der Gedanke an solch einen Luxus wäre mir vor vierundzwanzig Stunden noch aberwitzig erschienen.

Meine Dankbarkeit dafür ist echt, obwohl Bren mich zu diesem Schritt gezwungen, mir die Entwicklung aufgenötigt hat. Dadurch wurde er zu so etwas wie einem Lehrer für mich.

Ich war schon immer eine gute Schülerin.

Internet-Story »Ausser Kontrolle«

Mit dem Gutschein-Code

HN1EPUBTZGH

erhalten Sie auf

www.blue-panther-books.de

diese exklusive Zusatzgeschichte als
PDF.

Registrieren Sie sich einfach!

TEIL 3: VARIANTEN VON VERRAT

Kapitel 14

Mittwoch, 27.08.08, 10:15 Uhr

Die Antwortmail kommt am
Mittwochmorgen. Sie lautet: »Liebe
Miss Walker, wir sollten uns zu einem
persönlichen Betreuungsgespräch
treffen. Bitte kommen Sie am Freitag
dieser Woche nach Kopenhagen ins Cafe
»Kostal« im Fisketorvet Shopping
Center. Wir treffen uns dort um zwölf
Uhr. Mit freundlichen Grüßen – Prof.
Dr. A. Kuszin.«

Antonia will mich also in Kopenhagen
sehen. Dort war ich schon ein, zwei
Mal, kenne mich aber nicht besonders
aus. Was vermutlich Absicht ist und ihr

einen Standortvorteil verschafft.

Meine Mail, abgeschickt am Montagmorgen, hatte folgenden Wortlaut: »Liebe Frau Professor Kuszin, ich habe nun meine Seminararbeit fertiggestellt und bin mit dem Ergebnis auch zufrieden. Dennoch haben sich einige Dinge anders entwickelt als gedacht. Diese Aspekte würde ich gern in einem Gespräch mit Ihnen erörtern. Freundliche Grüße – J. Walker.«

Der Austausch von Mails nach einem Auftrag gehört zum Standard. Auch, dass dies nicht direkt nach dem Abschluss geschieht, sondern ein bis zwei Wochen danach. Auf diese Weise habe sowohl ich als auch Antonia Zeit, die direkten Auswirkungen des jüngsten Sterbefalles

zu beobachten.

Nicht zum Standard gehört die Bitte um ein Treffen. Das bleibt für sehr ungewöhnliche Dinge oder Probleme reserviert. Seit ich mich als Studentin an der University of London eingeschrieben habe und von hieraus arbeite, gab es keine Zusammenkunft.

Antonia hat keinen Grund, mir zu misstrauen. Bisher habe ich immer einwandfrei funktioniert, alle Aufträge erfolgreich ausgeführt, keinen Verdacht erregt. Aber sie hätte nicht so lange überlebt, wenn sie zu vertrauensselig gewesen wäre. Sie wird immer von mehreren Mitarbeitern mit breiten Schultern und mindestens einem Holster darunter begleitet.

Ich gehe davon aus, dass meine Mail auch von Brens Kollegen mitgelesen wird. Seit ich das unförmige Päckchen aus meinem Briefkasten genommen habe – die Glock war in ihre Einzelteile zerlegt, damit das wattierte Kuvert durch den Schlitz passte – habe ich nichts mehr von denen gehört, und ich rechne vorläufig auch nicht damit. Dennoch werde ich keinen unbeaufsichtigten Schritt machen können, was alles sehr verkompliziert.

Das Problem liegt nicht so sehr darin, Antonia zu erschießen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich durch ihre Abschirmung kommen kann. Danach lebend wieder rauszukommen, darin besteht die eigentliche Herausforderung.

Einmal ganz abgesehen von den anderen, geheimeren Zielen, die ich verfolge.

Meine Vorbereitungen sind bereits so gut wie abgeschlossen. Gestern war ich an meinem Baggersee und habe die Pistole eingeschossen. Diese Glock ist ein sehr interessantes Stück: Man kann auf Automatik stellen und damit feuern wie mit einer Maschinenpistole. Zwei Magazine habe ich auf diese Weise geleert, um den Rückschlag auszuprobieren. Vermutlich werde ich diese Funktion aber nicht brauchen. Zu ungenau, und zu verschwenderisch für die Munition. So etwas sieht nur im Film gut aus.

Außerdem habe ich die Umschichtung eines großen Teils meines Vermögens

eingeleitet. Das Nummernkonto in Zürich und der Fonds bei der Hamburger Sparkasse bleiben natürlich, da komme ich so kurzfristig nicht dran. Außerdem dürfte das Geld dort einigermaßen sicher sein, ich konnte das vermutlich geheim halten.

Der Löwenanteil meiner Einkünfte aus den letzten Jahren liegt aber noch auf einem Konto bei der russischen Sberbank. Inzwischen fast eine halbe Million Pfund. Ich habe nie viel davon gebraucht, weder für meine Tarnung als Studentin noch für andere Zwecke. Genau genommen mache ich mir nicht viel aus dem Geld. Aber ich brauche ich es wohl demnächst ziemlich dringend und es könnte durchaus sein, dass die

Kontakte von Antonias Organisation zur Sberbank gut genug sind, um den Zugriff auf das Konto zu gefährden, sobald mein Verrat offenbar wird.

Per Internet habe ich den Transfer auf sechs andere Banken vorbereitet, verteilt auf ganz Europa. Es fehlt nur noch ein Klick, um die Ausführung zu veranlassen. Den werde ich von Kopenhagen aus senden, sobald ich den Auftrag ausgeführt habe.

Ich verlasse die Wohnung, nur mit einem großen Rucksack und einer Reisetasche. Notebook, zwei Handys, etwas Werkzeug und Ausrüstung, die Muschel, meine Matrjoschka, ein paar Kleider. An der Tür blicke ich kurz zurück. Ich rechne nicht damit, jemals

hierher zurückzukehren. Das Zimmer wirkt schon jetzt so neutral, als warte es sehnsüchtig auf den nächsten Mieter.

Mein Studentenausweis mit der Bitte um Exmatrikulation ist per Brief an das Studentensekretariat unterwegs, ebenso die Kündigung der Wohnung. Es fällt mir abenteuerlich leicht, alle Brücken hinter mir abubrechen, alle Verbindungen zu meinem bisherigen Leben zu kappen. Ich fühle mich heiter dabei und gelöst, als sei diese Hülle bereits zu alt, zu schwer geworden. Eine Bürde, die man gern hinter sich lässt. Immer wieder ertappe ich mich dabei, wie ich tonlos Fragmente meiner Songs vor mich hin summe.

Der Flug dauert knapp drei Stunden

von London Heathrow in die dänische Hauptstadt. Ich kaufe mir das Ticket direkt am Schalter des Flughafens und bezahle den Preis in bar. Elektronische Spuren sind mindestens so gefährlich wie physische, aber meine Identität als Jana Walker wird sich in Kürze ohnehin in Luft auflösen. Im Flugzeug sitzt ein jungdynamischer Geschäftsmann mit einer schreiend grünen Krawatte neben mir, der mich fortwährend anlächelt und versucht, ins Gespräch zu kommen. Ich sage ihm höflich, dass ich nachdenken muss und sehe mir stundenlang die vorbeiziehenden Wolken an. Das versetzt mich immer in einen schönen, fast meditativen Zustand, in dem ich an gar nichts denke. Nicht einmal an den

Geschäftsmann, der nun ständig verstohlen meinen Körper anstarrt.

Es nieselt bei meiner Ankunft in Kopenhagen. Ich schlage den Kragen meiner hellgrauen Jacke hoch und setze mich ins Taxi, das mich innerhalb von zwanzig Minuten zum »Hotel Centrum« bringt. Ich habe es am Vortag telefonisch gebucht, eine weitere anonyme Mittelklasseunterkunft ohne Charakter. Sobald ich meine Tasche in das kleine Zimmer und die Zahnbürste ins Wasserglas gestellt habe, taugt es als würdiger Nachfolger meiner Wohnung.

Innerhalb einer Viertelstunde verwandle ich mich in eine ganz andere Frau. Dafür sorgt die lange, blonde Lockenperücke, eine getönte Brille und

ordentlich Polstermaterial im BH. Brens Kollegen kann ich damit vermutlich nicht täuschen, aber falls Antonia ein Vorkommando hierher geschickt hat, ist das zumindest ein nützlicher Versuch.

Mein erster Gang führt mich zu dem Ort, wo ich in etwa vierunddreißig Stunden auf Antonia treffen werde. Das »Fisketorvet« ist ein großer, voll verglaster Klotz direkt am Sydhafen, der alten Fahrinne, die zum Meer hinausführt. Ein typischer 80er-Jahre-Bau, voller Boutiquen, Schnellimbiss-Restaurants, Ramschläden und anderen Einzelhandelsgeschäften.

Das »Kostal« ist ein weiträumig angelegtes Café im Erdgeschoss. Es nimmt mindestens die Hälfte des Foyers

ein und bildet eine Art niedriges Amphitheater, da die Randbereiche auf künstlich hochgesetzten Ebenen aus Holzdielen bestehen. Darauf überall kleine Tische in dunkelbraun, scheinbar wahllos verstreut zwischen Rolltreppen, Balustraden und riesigen Blumenkübeln mit Palmen und anderen Großpflanzen darin. Ein guter Platz für Antonia. Ich vermute, sie wird an einem der hohen Bistrotische in der Mitte warten, während ihre Leute von den erhöhten Plätzen ringsum die Umgebung im Auge behalten. Die meisten Läden haben noch auf, und der Platz brummt vor Leuten, die hier einen Abendimbiss einnehmen oder sich mit Freunden für eine Unternehmung am Abend treffen. Um die

Mittagszeit wird noch mehr los sein, ich rechne mit einem richtigen Gewusel. Toller Platz für eine Schießerei!

Das größte Problem – abgesehen vom Überleben – besteht darin, mit der Waffe nahe genug an Antonia heranzukommen. Falls mich ihre Gorillas abfangen, nehmen sie mir die Glock ab, und das würde meinen ganzen schönen Plan ins Klo spülen. Also setze ich mich an einen Tisch in der Nähe des Kücheneingangs, bestelle mir auf Englisch ein Schinkensandwich und lasse die Umgebung auf mich wirken. Warte auf gute Ideen.

Die Küche scheint über zwei Stockwerke angelegt zu sein, wie ich durch die sich immer wieder öffnenden

Schiebetüren erspähen kann. Kaffee und Getränke werden direkt dahinter gemacht, während die Speisen eine Ebene tiefer, also im Keller, zubereitet werden. Hinter einem Edelstahltisch mit einer Batterie von Kaffeemaschinen ist der Messingknauf eines abwärts führenden Handlaufes zu erkennen. Eine Treppe. Möglicherweise ein nützlicher Fluchtweg.

Links und rechts vom Café stehen die Säulen großer Aufzüge. Voll verglaste Kabinen heben sich den oberen Etagen entgegen oder spucken unten weitere Kauflustige aus, Plastiktüten in der Hand und Handy am Ohr. Ungeeignet.

Querab ein großer Buchladen, auf antik gemacht, mit hohen, künstlich

gealterten Buchregalen. Nicht nur ringsum an den Seiten, sondern auch im Innenraum. Das ist interessant. Bücher sind prima als Kugelfang geeignet, das Papier schluckt die Bewegungsenergie besser als manche Stahlpanzerung. Ein potenzieller Rückzugsraum, wenn es ungemütlich werden sollte.

Genervtes Gezische links von mir. Ein Typ mit Krawatte und drei der Servicekräfte unterhalten sich in unterdrücktem Tonfall, dafür mit Händen und Füßen. Mir fällt überhaupt auf, dass das Personal hier recht müde, abgehetzt und desinteressiert aussieht. Alles junge Leute in meinem Alter, die sollten eigentlich noch ein wenig fitter sein. Außerdem fällt mir auf, dass die

Auseinandersetzung, inzwischen etwas lauter, auf Englisch geführt wird. Es geht um rush hours, unzuverlässige Studenten und um einen wöchentlichen Terminplan. Das scheint der kopierte DIN-A4-Zettel zu sein, mit dem der Schlipsträger hektisch herumfuchtelt.

Hm?

Kurz darauf steht mein Plan.

Schritt eins: Ich klaue den wöchentlichen Terminplan, den der Manager achtlos neben der Kasse liegen lässt und setze mich wieder an meinen Platz.

Schritt zwei: Ich halte den Zettel unter der Tischplatte verborgen und versuche, anhand der Leuchtdioden an der Kassenanzeige herauszufinden, welche

der Bedienungen wie heißt. Jedes Mal, wenn der persönliche Bedienungsschlüssel in die Kasse eingesteckt wird, begrüßt sie die- oder denjenigen mit »Hello Katrina« oder ähnlich. Sehr praktisch.

Schritt drei: Ich suche mir eine junge Frau aus, eher noch ein Mädchen. Sie ist sicher nicht älter als neunzehn oder zwanzig, mittelgroß und dünn, mit deutlichen Ringen unter den Augen und einem bemühten Lächeln unterwegs. Laut Kasse heißt sie Agneta und hat die Personalnummer siebenundachtzig. Laut Plan hat sie auch morgen Abend und dann bereits wieder am Freitagvormittag Dienst.

Schritt vier: Ich besuche für zehn

Minuten den Buchladen und blättere müßig durch einige Bücher im englischsprachigen Regal. Dann gehe ich zurück ins »Kostal« und setze mich an einen anderen Tisch, der im Bedienungsbereich von Agneta liegt. Sie kommt auch gleich und nimmt meine Bestellung auf. Als ich mich über ihr gutes Englisch wundere, lächelt sie überrascht und erklärt mir, dass sie eine Austauschstudentin aus Polen ist, wie fast alle anderen Bedienungen auch. Ihre Dänischkenntnisse beschränken sich im Prinzip auf die Speisekarten und einige Floskeln. Der Inhaber des »Kostal« legt dagegen Wert darauf, dass alle seine – im Übrigen sehr billig eingekauften – studentischen Arbeitskräfte gutes

Englisch sprechen, um die vielen Touristen gut zu bedienen.

Perfekt!

Schritt fünf: Ich verbringe noch eine Stunde mit einer Cola dort am Tisch und warte, bis Agnetas Dienst um einundzwanzig Uhr zu Ende ist. Sie macht absolut pünktlich Schluss. Entweder werden Überstunden hier nicht bezahlt, oder – wahrscheinlicher – sie ist am Ende ihrer Kräfte. Laut Plan arbeitet sie seit dreizehn Uhr. Ich kenne die Arbeitsgesetze in Dänemark nicht, aber ich bezweifle, dass dies völlig legal ist.

Schritt sechs: Ich folge ihr, als sie, eine Jacke übergezogen, das »Fisketorvet« verlässt.

Kapitel 15

Freitag, 29.08.08, 10:00 Uhr

»Hi, ich komme als Vertretung für meine Freundin Agneta. Sie war heute Morgen sehr krank, hat sich mehrere Male übergeben. Von daher fragte sie mich, ob ich ihren Job übernehmen könnte, da sie ihn auf keinen Fall verlieren möchte«, sage ich auf Englisch.

Der Manager des »Kostal« starrt mich an, als wäre ich gerade aus einem Ufo gestiegen. Seine Laune ist schon wieder im Keller. Oder immer noch.

»Wer zum Teufel sind Sie?«, beginnt er dann auf Englisch in einem Ton, in dem die Zumutung, mit so einem niedrigen Wesen wie mir sprechen zu müssen, deutlich mitschwingt.

»Ich bin Carol aus London, und ich bin eine fleißige Kellnerin«, antworte ich und fixiere ihn mit meinem berühmten Stahlblick. »Ich habe zwei Jahre im ›Hotel Ritz‹ gearbeitet!«

Das bringt ihn wie geplant zum Schweigen. »Ritz« ist einer dieser magischen Namen, die jeder kennt, und das macht Eindruck. Ich warte gleichmütig und lasse ihn die Lage in seinem Café checken. Zwei Kollegen flitzen die Tischreihen entlang, es ist schon wieder einiges los. Zu viel für die dünne Personaldecke. Er kann es sich einfach nicht leisten, mich wieder wegzuschicken.

»Na schön!«, nickt er mir zu und gibt mir etwas widerstrebend eine Hand. »

Ich bin Sven, der Restaurantleiter. Christa kann dir alles zeigen.« Damit hält er eine gerade vorbeieilende Frau am Arm fest, sodass ihr fast zwei leere Tassen vom Tablett gefallen wären, und redet in Dänisch auf sie ein. Sie wirft mir einen bösen Blick zu, ich bin nur eine weitere Komplikation ihres Vormittags. Aber sie nimmt mich dann mit und gibt mir eine Blitzeinführung. Ich trage schon den schwarzen Rock und die weiße Bluse, die ich vor drei Stunden Agneta abgenommen habe, nur noch die Bedienschürze muss ich umbinden und den Wechselgeldbeutel mit dem Kassenschlüssel davor hängen. Dann schaffe ich es sogar, Christa zu einem Tausch des Be-dienfeldes zu bewegen.

Ist doch besser, wenn ich mich um die Tische in der Mitte kümmere, da kommen die anderen immer wieder durch und können mir helfen. Die große Tasche mit der Glock und der Munition bleibt vorerst in dem winzigen Spind, der mir zugewiesen wird, die brauche ich erst nachher.

Fünf Minuten später begrüße ich mit einem strahlenden Lächeln drei koreanische Geschäftsleute am Tisch siebenunddreißig und ernte ein enthusiastisches Geschnatter, das ich als Kaffeebestellung interpretiere. In bester Laune jongliere ich volle Tassen und belegte Brötchen, während Agneta betäubt in ihrem Bett liegt. Die Pause wird ihr guttun. Ich freue mich richtig,

ihr ein wenig unter die Arme zu greifen. Nur schade, dass ich keine Gelegenheit haben werde, ihr das Trinkgeld zu geben, das reichlich zu mir fließt. Ich schäkere so gelöst mit den Gästen, dass Sven mir immer wieder nachdenklich nachblickt. Anscheinend will er mir zum Ende der Schicht einen festen Job anbieten. Leider werde ich bis dahin nicht mehr da sein, und leider wird er ganz andere Probleme haben, als seinen wöchentlichen Terminplan.

Kurz nach halb zwölf beginnt die Show. Zwei große Männer in mittelgrauen Anzügen betreten das Foyer durch die große Eingangstür von der »Vasbygade« her, der vierspurigen Hauptstraße, die direkt am »Fisketorget«

vorbeiführt. Sie sehen sich aufmerksam nach allen Seiten um, und ab und zu verstohlen in ihre Hand. Ich frage mich, wie alt das Foto von mir ist, das sie darin haben. Ich frage mich, ob die Perücke, der vergrößerte Busen und die älter machende Schminke mich genügend davon unterscheiden, um ihre Synapsen nicht schalten zu lassen.

Nach einer kurzen Musterung aller Gäste verteilen sie sich und suchen freie Tische. Sie gehen nach Schema F vor, einer links, einer rechts. Ich trabe mit einem Glas Wasser direkt an einem von ihnen vorbei. Aus den Augenwinkeln sehe ich deutlich die Ausbuchtung in seinem Jackett und den fleischfarbenen Stöpsel im Ohr. Seine Augen gleiten

flüchtig über mich, und mein Herz haut so laut gegen meine Rippen, dass ich Angst habe, er könnte das durch die Bluse sehen.

Sein Blick geht wirklich in diese Richtung, wird von meinem Gesicht abgelenkt durch den Knopf zuviel, der dort wie zufällig offensteht. Ich passiere ihn und spüre seine Augen auf meinem Hintern. Ich bin nur eine Bedienung. Ich gehöre praktisch zum Mobiliar. Ich bin ungefährlich. Ich verdiene keine Beachtung ...

Ich vermute, einem echten Profi würde so ein Schnitzer nicht passieren. Jemand vom MI-6 oder vom CIA würde die Bedienungen genau so sorgfältig überprüfen, wie jeden anderen

Anwesenden. Jemand von der russischen Seite vermutlich auch, sofern er entweder in der guten alten KGB-Zeit oder erst neulich ausgebildet wurde, nachdem der FSB wieder einen gewissen Standard erreicht hat. Aber trotz ihrer guten Kontakte bin ich überzeugt, dass Antonia für eine private Organisation arbeitet. Also wird sie mit Leuten der zweiten oder dritten Garde vorlieb nehmen müssen.

So wie mit mir.

Der Betrieb nimmt zu. In schneller Folge strömen jetzt Männer und Frauen in Businesskleidung herein und besetzen die letzten freien Tische. Mein Job wird langsam wirklich stressig, ich bin froh, dass ich ihn nicht mehr lange machen

muss. Mein Atem geht tief und langsam, wie lange trainiert. Ich vermeide hastige Bewegungen. Das zieht Aufmerksamkeit auf sich und es verbraucht unnötig Konzentration. Das Blut singt in meinen Adern, ich fühle mich aufgeladen wie eine fabrikneue Batterie, summend vor Energie.

Antonia kommt um fünf vor zwölf. Allein. Sie trägt ein sandbraunes Kostüm und geht mit festem Schritt genau ins Zentrum des »Kostal«, ohne sich umzusehen. Dort wendet sie sich ohne Umschweife an zwei große Jungs, die einen der Bistro-Tische in Beschlag genommen haben, und redet kurz mit ihnen. Dreißig Sekunden und einen Geldscheinwechsel später suchen sich

die Jungs einen anderen Tisch und drehen sich immer wieder verwundert zu der komischen Frau um, die sie so reich beschenkt hat.

Antonia.

Sie sieht gut aus. Jeder Zoll die gestandene Geschäftsfrau um die fünfzig. Mit allen Wassern gewaschen, für jedes Problem eine Lösung parat. Sie trägt den noch gut erkennbaren Nachglanz ihrer früheren Schönheit mit der gleichen unbekümmerten Selbstverständlichkeit wie ihre ergrauenden Haare.

Antonia.

Ich serviere völlig automatisch einen Salat an eine missmutig dreinschauende Hausfrau mit viel zu viel Schminke im Gesicht und versuche, sowohl meine

Angst als auch meine Erinnerungen in den Griff zu bekommen.

Ob ich ohne Antonia überlebt hätte? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich bin mir nicht sicher, ob Antonia mich wirklich mag oder ob ich einfach eine nützliche Mitarbeiterin bin und das ihre Form der Personalführung ist. Jedenfalls habe ich ihr einiges zu verdanken, und ich spüre echte Zuneigung für sie.

Es gibt nicht viele Frauen in meinem Leben, für die das zutrifft. Klar, ich habe meine Mutter geliebt, als ich klein war, so wie jedes Kind empfindet. Aber sie hat es geschafft, mir das sehr gründlich auszutreiben. Übrig geblieben sind nur Wut, Verachtung und ein wenig Trauer. Für ihr kurzes, verpfushtes Leben, dem

missglückten Absprung aus der großbürgerlichen Familie, hinein in ein Späthippie-Leben ohne Ziele, ohne Verantwortung und ohne Zukunft, dafür mit einem prügelnden Junkie als Mann, zwei Bälgern von anderen Vätern und einem Ozean von Likör und Drogen.

Später, im Heim, da habe ich zu einer Lehrerin aufgeblickt. Mrs Graham war gütig, gerecht und hat sich wirklich um uns verlorene Seelen gekümmert. Aber sie hat immer nur voll Kummer den Kopf geschüttelt, wenn sie wieder einmal von meinen Eskapaden und meinem nächsten Rutscher auf der abschüssigen Ebene erfahren hatte, auf der ich mich da schon befand. Sie hatte nicht die Kraft, mich zurückzuhalten.

Dann kam Antonia. Meine Ziehmutter als Killerin. Ich bin ihr Geschöpf, und ich bin dankbar für das Leben, das sie mir gab.

Und jetzt muss ich sie töten.

Kapitel 16

Freitag, 29.08.08, 11:59 Uhr

»Guten Morgen, Madam. Was hätten Sie gern?«

Antonia, deren Blick bisher auf den Eingang gerichtet war, sieht zu mir auf, als ich plötzlich neben ihr stehe. Natürlich erkennt sie mich sofort. Erstarrt.

Das liegt zum einen an der Überraschung. Ich bin einfach durch ihr Sicherheitsnetz spaziert. Sie kennt mich noch von früher und weiß, dass ich gut

bin. Aber das hat sie sicher nicht erwartet.

Und das liegt zum anderen an der Glock in meiner Hand. Sie ist verdeckt von einem lässig geschwungenen weißen Serviertuch und von einem kleinen Tablett. Niemand sieht etwas davon, nur Antonia die Mündung. Sie ist geradewegs auf ihr Herz gerichtet.

»Jana!« Sie nickt mir neutral zu. Auch in ihrem Ohr steckt ein unauffälliger Stöpsel »Schön, dich wiederzusehen.« Sie spricht Englisch, nur der harte Akzent verrät ihre Herkunft.

Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass ihre zwei Gorillas herumfahren, ihre Hände verschwinden im Jackett. Ebenso bei einem dritten Typ weiter hinten, der

einen unauffälligen Trenchcoat anhat. Aha! Eine zweite Sicherung, die mir bislang entgangen war. Ich unterdrücke den Gedanken, was passiert wäre, wenn er sich nicht verraten hätte, für Zweifel habe ich jetzt keine Zeit! Bei Bren habe ich mit einem Tiger gespielt. Das hier ist ein Nest von Klapperschlangen.

»Bitte schalt es aus«, sage ich zu ihr.
»Wir müssen reden, und das geht niemand sonst etwas an.«

Sie rührt sich nicht. Sieht mich nur an.
Testet mich.

»Bitte!«

Keine Reaktion. Ich seufze.

»Gut, dann sage ich es eben allen. Ihr seid aufgefliegen. Ihr habt einen Verräter in der Organisation. Und ich weiß sogar,

wer es ist.«

Zum ersten Mal lese ich leichte Verunsicherung in Antonias hellbraunen Augen. Dann greift sie ganz langsam an ihr Ohr und stößt einen Schwall Russisch aus. Ihre Guards werden später etwas zu hören bekommen, hat sie ihnen wohl angekündigt.

Sie fummelt ein wenig herum und wirft den Stöpsel dann achtlos zu Boden. Ihre drei Leute versuchen vergebens, ihre Verärgerung zu verbergen und wieder mit dem Hintergrund zu verschwimmen.

Antonia blickt kurz auf die kleine Handtasche, die genau vor ihr auf dem Tisch liegt, keine zwanzig Zentimeter von ihrer Hand entfernt. Ich weiß, dass darin eine kleine Pistole ist, eine

Spezialanfertigung von Tokarow. Sie weiß, dass ich es weiß. Ihre Hand wird sich nicht rühren.

»Wer ist es?«, will sie wissen.

»Ich.«

Damit lege ich mit der freien Hand die Matrjoschka vor sie hin. Das fröhliche Grünrot der stilisierten Bauerntracht hebt sich scharf vom weißen Tischtuch ab. Antonia blickt darauf, rührt sie aber nicht an. Sieht mich wieder an.

»Das ist dein Geschenk an mich, damals nach der Ausbildung. Ich muss es dir leider zurückgeben«, sage ich mit ernster Stimme. Ich balanciere über ein dünnes Seil. Unter mir hundert Meter freier Fall und ein Betonboden. Alles hängt jetzt von Antonias Reaktion ab.

Eine leichte Veränderung in den Fältchen ihrer Augenwinkel. Sie weiß noch, dass sie mir nach der Ausbildung keine Puppe, sondern ein Kätzchen geschenkt hat. Das Kätzchen ist keine sechs Wochen später in Korfu aus meiner Bude verschwunden, ich habe es nie wieder gesehen. Der Kollege von Bren, der vermutlich gerade mit einem Richtmikrofon unser Gespräch verfolgt, weiß das hoffentlich nicht.

»Darf ich das als Kündigung verstehen?«

»Genau. Ich wurde abgeworben. Glaub mir, ich wäre gern bei euch geblieben.«

Antonia mustert mich eingehend und nickt unmerklich. Das ist die Wahrheit,

und sie glaubt mir.

»Bist du nur hier, um dich zu verabschieden oder wirst du mich erschießen?«

»Die ersten zwei Kugeln sind für dich. Genau wie ich es gelernt habe, damals bei Hauptmann Tampitule.«

Das ist die zweite Sollbruchstelle in meiner Geschichte. Tampitule bedeutet »Arschloch« auf Rumänisch und war der Spitzname des ehemaligen Securitate-Offiziers, der uns im Fach »Tarnung und Täuschung« unterrichtet hat. Ich weiß bis heute nicht, ob das Ausbildungscamp in Kasachstan direkt von Antonias Leuten betrieben wurde oder ob das nur ein Dienstleistungsunternehmen war. Im letzteren Fall versteht sie meine

Andeutung vermutlich nicht. Ebenso wenig wie der unbekannte Lauscher von Brens Truppe.

Meine Augen zeigen auf die Puppe vor ihr. Sie folgt meinem Blick, nimmt langsam die unförmige Gestalt und zieht Ober- und Unterteil auseinander. Die sechs kleineren Puppen, die dort üblicherweise hin gehören, fehlen. Antonia blickt in das Unterteil hinein.

»Leer!«, sagt sie und legt die Hülle auf den Tisch zurück. Ihre Hand dicht daneben.

Ich zucke die Schultern.

»Hab den Rest verloren. Tut mir leid, ich war noch nie gut darin, auf meinen Kram aufzupassen.«

Sie legt den Kopf leicht schief. Will

wissen, wie es weitergeht.

»Sag mal«, frage ich, »deine Leute hier, Trenchcoat und die beiden anderen. Sind die gut?«

Das ist eine kritische Information. Ich muss es unbedingt wissen, sonst explodiert gleich einiges in einem unkontrollierbaren Chaos. Mein Kopf zum Beispiel.

Antonia zögert eine Sekunde. Wägt ab. Trifft eine Entscheidung.

»Nur Gregor ist okay«, meint sie achselzuckend. »Seine Leute taugen nicht viel. Wie du ja selbst gerade bewiesen hast.«

Im Gegensatz zu Antonia muss ich nicht abwägen. Ich bin dazu gezwungen, ihr zu vertrauen.

»Antonia«, sage ich ernst. »Es tut mir sehr leid. Ich möchte, dass du weißt, dass ich dir wirklich dankbar bin. Für alles.«

»Tu, was du tun musst«, antwortet sie gleichmütig. Ihre Finger bewegen sich unmerklich auf dem Tischtuch, tasten nach etwas im Inneren meiner Puppe. Ich nehme einen letzten, nicht zu tiefen Atemzug.

Schalte um.

Kapitel 17

Freitag, 29.08.08, 12:03 Uhr

Vor vier Jahren arbeitete ich mal in Marrakesch mit einem Amerikaner zusammen, der wegen seiner Drogenprobleme aus der Navy rausgeflogen war und sich deshalb als

Söldner verdingte. Er erzählte mir, dass die größeren Schiffe der US-Marine ein vollautomatisches Verteidigungssystem besitzen, den so genannten »Armageddon-Modus«. Wenn die heranrasenden Raketen, Geschosse, Flugzeuge und Torpedos das Gefechtsfeld in ein hyperkomplexes Chaos verwandeln, das die Reaktionsfähigkeit und Verarbeitungskapazität der menschlichen Besatzung überfordert, dann wird der rote Knopf gedrückt. Die Computersysteme des Schiffes übernehmen selbst die Abwehr und entscheiden eigenständig darüber, welche Waffen wie eingesetzt werden, welcher Kurs gesteuert und welche

Geschwindigkeit gefahren werden muss, um die Überlebenswahrscheinlichkeit zu maximieren. Die Controller und Waffenspezialisten sitzen vor ihren Bildschirmen, verfolgen die Signale und greifen nur im Fall eines offensichtlichen Defektes ein.

In so einen Auto-Modus gehe ich jetzt. Alle Entfernungen, Vektoren und Bewegungen sind durchdacht und abgespeichert. Nun überlasse ich meinem Körper und meinen Reflexen die Ausführung. Die Zeit scheint sich zu verlangsamen. Nicht ganz wie in Zeitlupe, aber zumindest so, dass ich mir selbst bequem bei der Schlachterarbeit zuschauen kann. Mein Zeigefinger krümmt sich. Die Muskelkraft

überwindet den präzise ausgewogenen Druckpunkt der Glock.

Zwei trocken krachende Schläge, heftige Stöße in meiner Hand, bis hoch in die Schultergelenke. Antonia will sich noch rückwärts von dem hohen Stuhl werfen, sie wird der Länge nach zwischen die Beine von anderen Gästen geschleudert. Ihr Körper krümmt sich, zuckt.

Das Tablett ist weggeflogen, das Serviertuch hängt noch über meiner Schusshand. Ich achte nicht darauf, sondern bringe die Waffe hoch, visiere Gregor an. Erste Schreie ringsum. Gregor hat mich nie richtig aus den Augen gelassen, er ist nicht ganz so überrascht, wie ich gehofft hatte. Seine

Hand kommt schon unter dem Trenchcoat hervor, er reißt sie hoch. Ich nehme mir genug Zeit, um sorgfältig zu zielen und das Ende meines Atemzuges abzuwarten. Zwei weitere Schüsse. Links und rechts tauchen Köpfe auf, Gäste springen in Panik auf und werfen sich geradezu in die Schussbahn. Ich schwenke bereits nach rechts, achte nicht mehr auf Gregor. Mit etwa neunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit habe ich ihn getroffen, und meine Nato-Munition hat eine etwa fünfundachtzigprozentige Wahrscheinlichkeit, einen Mann bei einem Treffer kampfunfähig zu machen. Gut genug fürs erste.

Ich habe mich im Vorfeld auf gut

Glück für Mr Right entschieden. Es war nicht auszumachen, welcher von den beiden Gorillas der schnellere und gefährlichere ist. Der rechte ist schnell, er hat seine Pistole bereits in der Hand und zielt in meine Richtung, aber er verliert eine Sekunde, indem er nach seinem Chef schaut. Unselbständige Mitarbeiter taugen einfach nichts. Meine erste Kugel stanzt nur ein kleines Stück aus seiner Schulter, aber das reicht, um seinen Schuss nach irgendwohin abzulenken. Dann fliegt die rechte Hälfte seines Kopfes weg. Das Café ist inzwischen ein Hexenkessel aus kreischenden, durcheinanderspringenden und krabbelnden Wesen, deren Fleisch bis zur Sättigung von Adrenalin und

purere animalischer Angst durchdrungen ist.

Ich weiß bereits, dass ich zu langsam bin. Mr Left, der linke Mann, hat alle Zeit der Welt, um genau in die Mitte meines Rückens zu zielen. Noch bevor sein Kollege zu Boden fällt, werfe ich mich herum. Ein hohles Krachen. Helles Splittern direkt neben mir.

Den Schmerz in meiner Seite nehme ich zuerst nur als reine Information wahr. Die Nerven übermitteln nackte Daten, das Gehirn analysiert, interpretiert. Ich lese die Ergebnisse und überlege mir, ob ich mir Sorgen wegen der Splitter des Glases machen soll, die gerade in meine Hüfte getrieben wurden. Der Teil von mir, der gerade die

Kontrolle hat, ist jedoch nicht im Geringsten daran interessiert.

Den Schwung der Drehung nutzend, strecke ich die Arme aus und hechte seitwärts in Richtung Ausgang. Tauche weg unter die Ebene der Tischplatten und Stuhlflächen, verschwinde hinter blind hastenden Körpern. Der nächste Schuss geht über mich hinweg und schlägt dumpf in einen der großen Blumenkübel.

Noch bevor ich richtig auf dem Boden aufgekommen bin, kauere ich mich zusammen, schnelle in die entgegengesetzte Richtung, zurück ins Zentrum des Cafés, wo ich gerade herkomme. Dafür ramme ich die linke Schulter gegen ein hartkantiges

Tischbein. Weitere Schmerzdaten, aber der Zusammenprall hilft mir, die kinetische Energie meines Hechtsprungs zu vernichten und ins Gegenteil zu verkehren.

Wenn man für den Gegner während einer Bewegung in der Deckung verschwindet, dann rechnet er sich automatisch aus, wo man vermutlich wieder auftauchen müsste, wenn die Bewegung weiter abläuft. Das ist einfache Mechanik. Wenn man es schafft, weit genug von diesem kalkulierten Punkt hochzukommen, dann ist die Chance, nicht gleich erwischt zu werden, ziemlich gut.

Diesen Trick verdanke ich Fernand, der ihn wiederum von den Vietcong

hatte. Fernand war schon über siebenzig Jahre alt, als er uns im Nahkampf ausbildete, und es wurde gemunkelt, dass er selbst noch mit in Diên Biên Phủ dabei gewesen war, der Beginn eines Lebens in der Fremdenlegion. Leider zahlt die Legion so jämmerliche Renten, dass er sich im Alter als freiberuflicher Trainer in Kasachstan noch etwas dazuverdienen musste. Eine Schande für den stolzen französischen Staat, so etwas!

Das denke ich müßig vor mich hin, während ich die Beine wieder unter den Körper bringe und mit laut schmerzenden Schenkelmuskeln aufspringe. Dabei werfe ich einen flüchtigen Blick auf Antonias zerbrochen

ausgestreckten Körper. Auf ihrer hellen Hemdbluse prangt ein riesiger dunkelroter Fleck. Ich tauche über dem Tisch auf wie das Periskop eines U-Bootes.

Tatsächlich zielt Mr Left auf einen Punkt, der mindestens vier Meter von meinem Standort entfernt liegt. Er steht breitbeinig und halb geduckt zwischen zwei umgeworfenen Tischen, die Zähne gebleckt, und schreit etwas in Russisch. Scheiße! Das bedeutet, dass noch mehr Kollegen von ihm in der Nähe sind. Er sieht mich. Die Waffe in seiner Hand schwenkt auf mich ein, bis ich nur noch das schmale Profil von vorn sehe.

Meine Glock rattert los wie ein ganzes Presswerk. Ich habe den

Sicherungshebel noch auf dem Boden auf Automatik gestellt. Genau für solche Gelegenheiten sind diese Breitseiten gedacht: Meine Garbe lässt hinter dem Mann Glasscheiben zersplittern, dann wird er herumgerissen. Ob er selbst noch geschossen hat oder nicht, kann ich nicht erkennen. Getroffen hat er jedenfalls nicht. Ich spurte los.

Das ganze »Fisketorvet« vibriert vor blanker Hysterie. Wie eine kopflose Herde Schafe strömen halb weggetretene Shopper und Gäste in Richtung Haupteingang. Ich verberge die Pistole unter meiner Schürze und renne mit, schließe mich an.

Vorbei an einem jungen Mann, der sich stöhnend am Boden krümmt und eine

blutverschmierte Hand um den Oberarm gekrallt hat. Weiter hinten sitzt ein Opa auf einer Bank, starrt mit geweiteten Augen geradeaus und schnappt nach Luft. Ich hoffe, sein Herz hält das alles aus. Eine dicke Frau rennt mit vollem Tempo gegen eine Glasscheibe und schlägt zu Boden wie ein Boxer nach einem wuchtigen Kinnhaken. Kinder kreischen, ein Hund bellt heiser, eine unverständliche Lautsprecherdurchsage wabert durch die Luft.

Tut mir echt leid, Leute!, denke ich seltsam heiter. War keine Absicht, ehrlich! Ich schicke euch allen eine Genesungskarte, in Ordnung?

Das Gewicht der zusätzlichen Schuld, die ich gerade auf mich lade, gesellt sich

zu den bereits vorhandenen Tonnen.

Die linke Doppeltür ist blockiert. Irgendjemand ist gestolpert und hingefallen, das Knäuel aus buntbekleideten Körpern zwingt alle anderen zu wilden Sprüngen oder weiten Ausweichbögen. Ich werfe mich ungebremst gegen die Traube im rechten Ausgang. Ein Augenblick der qualvollen Enge, ein Ellenbogen in meiner rechten Brust – glücklicherweise gepolstert – dann bin ich durch. Die Sommersonne begrüßt mich, blass hinter hohen Wolkenschleiern.

Menschen rennen auch hier in alle Richtungen, rufen, schauen sich suchend um, winken. Vor dem Kaufhaus warten einige Taxis, die Inhaber stehen

aufgereiht wie die Zinnsoldaten neben ihren offenen Fahrertüren und glotzen auf die Stampede, die ihnen aus dem Gebäude entgegenkommt. Ich bezweifle, dass einer davon ein Taxi nehmen wird.

Ich dagegen schon.

Das vorderste ist ein Ford Mondeo. Warum kann es kein Mercedes sein?, denke ich und hetze in seine Richtung. Gerade als ich ihn erreicht habe und meine leergeschossene Pistole ziehe, um den Fahrer von einem Neuarrangement der Besitzverhältnisse zu überzeugen, da schlägt etwas Kleines und sehr Schnelles mit einem hohlen »Plonk« neben mir in den Kotflügel.

Das kam von links! Ich schlage einen Haken und husche zwischen den Taxis

durch, versuche meinen Gegner zu erspähen. Links ist die Kaimauer und das Wasser. Wo zum Teufel ...?

Autoscheiben zerbersten hinter mir. Runter, weiter! Ausgerechnet jetzt beginnen die Glassplitter in meiner Seite höllisch wehzutun. Ich keuche trocken, versuche in alle Richtungen gleichzeitig zu sehen und muss mir eingestehen, dass mein Armageddon-Modus abgelaufen ist. Ab jetzt ist alles blinde Improvisation.

Ein Reisebus. Knallige orangerote Aufschrift auf weißem Lack. Ich will an seiner Front vorbei und mich auf der anderen Seite in seinem Schutz über die Straße mogeln. Da taucht dort ein dunkelblaues Fahrzeug auf. Reflexhaft

schlage ich die andere Richtung ein, an seiner Seite entlang nach hinten.

Fehler!, kreischt der Tausendfüßler und beißt mich von innen in den Magen. Ich renne weiter.

Ein Ruf hinter mir. Der Blick über die Schulter zeigt zwei Gestalten, die über ein Taxi flanken, keine fünf Meter vom Bus entfernt. Ich werde nie das Heck erreichen, bevor sie auf mich angelegt haben.

Ein roter Lieferwagen schießt rückwärts hinter dem Bus hervor und bremst hart, die Seitentür fliegt auf, genau vor mir. Dahinter ein Umriss. Ich sehe die Waffe nicht, die auf mich zeigt, aber ich weiß, wie eine Kampfhaltung aussieht. Ich weiß auch, dass es

hoffnungslos ist, wenn ich mich nach vorn werfe, dass ich es niemals schaffe, mich unter den Bus zu rollen, dass ich damit viel zu lange wie auf dem Präsentierteller vor dem Schützen liege.

Ich tue es dennoch. Mir fällt nichts anderes mehr ein.

Weiße Blitze erhellen das Innere des Lieferwagens. Die Blitze fahren nicht herab zu mir. Sie deuten streng horizontal dorthin, wo ich gerade herkomme. Alarmierte Schreie aus dieser Richtung.

»Komm schon!«, schreit jemand. Ich rapple mich auf und werde hart am Arm gepackt und mit so viel Kraft in den Wagen gezerrt, dass ich fast durch die Luft fliege. Noch bevor ich richtig drin

bin, quietschen durchdrehende Räder und die Welt macht einen Satz nach vorn. Meine Stirn prallt gegen etwas Hartes, Metallisches, Funken und Sterne vernebeln meinen Blick. Dennoch werfe ich mich herum und bringe die leere Pistole nach oben in Anschlag.

Bren erscheint über der Kimme. Er zielt bereits auf mich.

»Du hast nichts mehr im Magazin!«, meint er kühl. Seine Waffe bewegt sich keinen Millimeter.

Ich liege rücklings auf dem harten Blechboden, japsend vor Atemnot und innerlich schreiend vor Wut. Wut auf seine verdammte Überlegenheit. Seine unerträglich coole Art. Darauf, dass er recht hat. Und darauf, dass ich jetzt tot

wäre, wenn er mich nicht gerettet hätte.

Ich will meine Pistole herunternehmen, aber meine Muskeln verweigern einfach den Gehorsam. Zielen weiter auf sein Gesicht. Dieses neutral dreinschauende, attraktiv geschnittene viereckige Gesicht mit dem Mittelmeer-Teint und den Augen aus Glas.

»Nicht schlecht, der Auftritt!«, meint jemand, der noch im Auto sitzt, mit halb belustigter Stimme. Ich fahre herum, ziele auf seine Stirn. Ein Typ um die fünfzig erscheint in meinem Gesichtsfeld. Stoppelkurzes graues Haar, schmales Gesicht. Militär. Er grinst mich unbekümmert an und erlaubt sich dann einen fachmännischen Blick auf meine Schenkel, Agnetas schwarzer

Rock ist in meiner verkrümmten Stellung obszön weit hochgerutscht. Mein Hirn ist so leer wie mein Magazin, aber durch meine Adern schießt reines Feuer. Mit dem letzten Rest an Verstand zwingen ich meine Finger, den Abzug nicht immer wieder wie rasend durchzuziehen. Das ist keine gute Art, sich bekannt zu machen.

Andererseits ...

Ich drücke ab. Die Glock gibt ein befriedigend hässliches metallisches Klicken von sich.

»Peng!«, flüstere ich atemlos und lächle.

Der Mann zuckt nicht zusammen, aber sein spöttisches Grinsen löst sich auf. »Sehr witzig!«, kommentiert er kalt.

»Colonel Harraf – Jana Walker. Jana – der Colonel«, übernimmt Bren die Vorstellung mit gleichmütiger Stimme.

Der Colonel schnaubt nur über diese Karikatur gesellschaftlicher Formen. »Sie blutet«, sagt er zu Bren und dreht sich desinteressiert zum Fahrer um.

Bren steckt seine Pistole weg, greift hinter sich und drückt mir ein grünes Handtuch auf die Seite. Die Glassplinter darunter schneiden sich weißglühend tiefer in mein Fleisch.

»Aua«, meine ich im Konversationston. Ohne Reaktion. Anscheinend geht es weniger darum, mir zu helfen, als dem Fahrer, der hinterher sicher sämtliche verräterischen Spuren wie beispielsweise Blutstropfen

beseitigen muss.

Hinter Bren sitzt noch jemand, ein junger Kerl mit einem verwegen auf die Seite gezogenen Käppi, der vor sich zwei geöffnete Metallkoffer stehen hat. In den Deckelinnenseiten sind je zwei Bildschirme eingelassen, darunter Elektronik und Kabel. Der Kerl lacht und wirft mir einen schnellen Seitenblick zu.

»Du hast nicht übertrieben, Bren. Das war ballettreif. Wollt ihr es nochmal sehen?«

Bren zieht eine Augenbraue hoch und streckt mir seinen Arm hin. Ich lasse mich hochziehen, kauere mich vorsichtig – die Splitter! – neben ihn auf die Sitzbank und hänge mich halb über die

Rücklehne, um die Szenen auf den Monitoren zu verfolgen. Seine Nähe ist mir mehr als bewusst, auch wenn ich mir das nicht anmerken lasse. Der bekannte Ledergeruch steigt mir in die Nase und weckt Erinnerungen, die ich schnell wieder wegdrücke.

Stolz tippt der Junge auf eine Taste, und während wir durch die Außenbezirke von Kopenhagen fahren und links und rechts Hochbauten und Reihenhäuser vorbeihuschen, genieße ich das Privileg, einen Mitschnitt meiner jüngsten Aktion sehen zu dürfen. Und das sogar dreifach! Sie hatten drei Kameras im »Fisketorvet« platziert gehabt, deren digitale Filmerträge nun synchron über drei der Bildschirme

flimmern.

Auf der ersten, die irgendwo in der Nähe des Haupteingangs gewesen sein musste, ist nicht viel zu erkennen. Nur die Massenpanik kommt hier gut rüber. Eine massive Front von weißen Gesichtern mit aufgerissenem Mund, die auf die Kamera zurollt.

Die zweite war auf der Hafenseite aufgesellt und gibt eine schöne Totale. Ich bin irgendwo im Hintergrund zu erkennen, im Vordergrund das hässliche Ende von Mr Right.

Ich konzentriere mich auf den dritten Schirm. Die Kamera muss auf einem Tisch ganz in der Nähe versteckt gewesen sein, in einer Handtasche oder so. Im Focus die distinguierte Dame im

sandbraunen Kostüm, die jetzt von einer Bedienung mit auffällig blonden Haaren und einem fantastischen Busen angesprochen wird. Ein kurzer Dialog, anscheinend löst die Bestellung noch Beratungsbedarf aus. Plötzlich fällt die Dame rückwärts vom Stuhl, die Bedienung dreht eine elegante Pirouette und feuert hochkonzentriert in zwei Richtungen, bevor sie abtaucht. Ich sehe sogar, wie eine Kugel eine Flasche und zwei Gläser auf dem Tisch gleich daneben zerschmettert. Super! Ich laufe also gerade mit einem Vermächtnis von Coca Cola Denmark in der Hüfte herum!

Der Operator friert die Szene hier ein und lauscht aufmerksam in sein Headset. »Die Frau ist tot. Zwei von den anderen

auch«, meint er dann. »Jerzy sagt, der letzte hat von dem ganzen Magazin nur einen Durchschuss in der Hand und einen Streifschuss abbekommen. Er versucht gerade, die Leichen wegzuschaffen. Dürfte schwierig werden, die Polizei trifft gerade ein.«

Bren sieht mich an, seine Mundwinkel geringschätzig verzogen. Ich zucke mit den Schultern. Dieses Herumgeballere auf Automatik war noch nie mein Ding. Aber das Magazin hat seinen Zweck erfüllt, es hat Mr Left davon abgehalten, mich von der Flucht abzuhalten.

Mein Atem beruhigt sich langsam. Ebenso die sprühenden, wie elektrostatisch aufgeladenen Nerven. Die Welt verliert ein wenig von der

übernatürlichen Schärfe, dem harten Kontrast, die sie gerade noch ausgezeichnet hatte. Details tauchen wieder auf. Unwichtige Details, wie das Wetter – milchiger Sonnenschein, der von einem diesigen Himmel durch die Seitenfenster fällt – Brenns Kleidung – schwarze Jeans, schwarzes Hemd, schwarze Lederjacke – oder das beharrliche Ziehen in den überbeanspruchten Muskeln meiner Beine.

Ich lebe noch, ich habe meinen Auftrag erfüllt, und ich bin jetzt offenbar in einem neuen Team aufgenommen. Und, das Allerwichtigste: Niemand scheint bemerkt zu haben, dass ich Antonia nicht getötet habe. Dass meine ersten beiden

Schüsse aus Platzpatronen kamen. Dass das Blut auf ihrer Bluse aus dem Plastikbeutel in meiner Puppe stammte. Mein Blut! 100 Milliliter, die ich am Vorabend sorgfältig aus der Vene auf der Innenseite meines rechten Schenkels gezogen hatte.

Diese Splitter in der Hüfte tun verdammt weh!

Kapitel 18

Freitag, 29.08.08, 12:25 Uhr

Fünf Minuten später verschwindet der Bus in einem alten Schuppen auf dem Gelände einer aufgegebenen Baufirma. Darin stehen zwei andere Autos, ein Mercedes-Kombi und ein hochbeiniger SUV, ein Japaner. Bren schnappt mich am Arm und geleitet mich zum

Mercedes. Meine schöne Glock hat er mir bereits im Bus wieder abgenommen.

»Mein Gepäck ist noch in einem Schließfach am Hauptbahnhof.« Ich hole den kleinen Schlüssel mit einer eingestanzten Nummer darauf heraus.

»Vergiss es«, meint Bren nur.

»Nein. Ich brauche mein Notebook.« Ich stemme die Fersen in den Boden und mache Anstalten, echten Ärger zu produzieren. Bren sieht mich eine Sekunde an, dann zuckt er die Schultern. »Paul?«, ruft er über das Dach des Mercedes. Der Junge schaut auf und ich werfe ihm den Schlüssel zu. Er hat gute Reflexe.

Der ältere Mann mit dem militärischen Haarschnitt setzt sich ans Steuer und wir

fahren schon wieder. Die anderen zwei, der schweigsame Fahrer und Paul, der Typ mit den IT-Koffern, bleiben zurück und machen sich sofort daran, den Bus zu säubern. Ich schließe die Augen und lehne den Kopf gegen das Lederpolster. Im Moment kann ich keine weiteren Eindrücke brauchen. Brenns Nähe, die Wärme seines Schenkels an meinem Knie, sein hauchfeiner Geruch nach Leder, das genügt mir völlig.

Nach einer halben Stunde verlassen wir die Landstraße und holpern über einen nur nachlässig befestigten Weg. Ich hebe meine Augenlider halb. Vor uns liegt ein kleiner Bauernhof, umgeben von nackten, abgeernteten Feldern und Wiesen. Man sieht kilometerweit in alle

Richtungen. Plattes Land, nicht der Hauch eines Hügels weit und breit.

Der Mercedes rollt in eine Garage neben dem Wohngebäude. Darin wartet bereits ein weiterer dunkel gekleideter Mann und schließt das Tor. Wortlos steigen wir aus und gehen ins Haus.

»Kümmere Dich um sie«, weist der Ältere Bren an. »Lage um zwei.«

Bren nickt und zieht mich nach rechts, in die Küche. Ein gemütlicher Raum mit einfachen Kiefernholzmöbeln und dem typischen, nicht zueinander passenden Sammelsurium an Kochutensilien, Plastikschüsseln und sperrigem Geschirr ringsum auf den Borden und in den Schränken, das die regelmäßige Benutzung durch ganz unterschiedliche

Leute und Gruppen hervorbringt. Hier hat schon lange keine Familie mehr zusammengesessen.

»Zuerst die Wunde. Ein Streifschuss?«, fragt Bren und lässt heißes Wasser in eine Schale.

Ich schüttele den Kopf und öffne die Knöpfe hinten an dem schwarzen Rock.

»Glassplitter. Du musst mir helfen, am besten mit einer Pinzette.«

Meine Hüfte sieht eklig aus. Drei große und mehrere kleine Splitter haben sich dort hineingebohrt und hässliche, schwarz-rot verkrustete Löcher hinterlassen, wie der Treffer einer Miniatur-Schrotladung. Der Rock und das Handtuch haben das meiste Blut aufgesaugt, aber auch der Slip darunter

ist seitlich rot verfärbt.

Bren wühlt in einem Kasten neben der Spüle und kniet sich dann mit einer chirurgischen Zange in der Hand neben mich. Ich schaue aus dem Fenster und beiße die Kiefer zusammen. Das Herausholen tut nicht so weh wie das Desinfektionsspray, das er mir danach auf die offenen Wunden sprüht, bevor er fest haftende Pflaster darüberklebt.

»Nähen wird nicht notwendig sein, das müsste auch so ganz gut verheilen«, meint er schließlich und sieht an mir hoch. Mir wird plötzlich bewusst, dass ich halbnackt vor ihm stehe. Er betrachtet interessiert meinen Schritt.

»Bist du jetzt feucht?«, fragt er neugierig. »Von der Schießerei? Dem

Töten?«

Abgrundtiefer Hass durchfährt mich, verbunden mit Verletzung und Ekel. Das also denkt er von mir?! Dass es mich anmacht, andere Leute abzuknallen?! Dass ich in diesem Geschäft arbeite, weil es mir einen sexuellen Kick gibt?! Einen simplen, animalischen Reiz?!

Meine Augen müssen mich verraten haben. Er zuckt leicht zurück vor der schwarzen, unbändigen Wut, die darin wohl zu lesen ist. Ich zögere nur deshalb, diese Wut auch verbal kübelweise über ihn auszugießen, weil mir keine Worte, keine Flüche einfallen, die auch nur halbwegs in der Lage sind, die Gefühle auszudrücken, die in mir toben.

Dann geht mir auf, dass er sich damit selbst ins Abseits geschossen hat. Er hat keinen Schimmer! Keine Ahnung, wer ich bin, was mich bewegt. Trotz all seiner Recherchen weiß er nichts über mich. Nicht das Geringste!

Plötzlich geht es mir großartig! Ich bin wieder die letzte Instanz! Er versteht mich nicht, wird es nie tun. Das verschafft mir einen ungeheuren Vorteil.

Den ich umgehend ausbauen werde.

Ich sinke auf die Knie, spüre die Kanten der rauen Holzdielen darunter. Nehme seine Hand. Schiebe sie zwischen meine Beine. Reibe mich an seinen harten Fingern wie eine läufige Hündin.

»Das stimmt tatsächlich!«, schnurre

ich seidenweich. »Jetzt, wo du es sagst, spüre ich es auch!« Meine Stimme sinkt zu einem Flüstern herab. »Haben wir Zeit für einen Fick?«

Ob er das wohl schluckt? Meinen seltsamen Stimmungsumschwung als lediglich animalische Triebäußerung interpretiert?

In der halben Sekunde, bevor er seine Mimik wieder im Griff hat, lese ich Abscheu, Anwiderung, Ekel in seinem Gesicht. Interessant! Trotz seiner Abgebrühtheit gibt es also Dinge, die ihn wirklich noch berühren.

»Nein«, meint er nur neutral und richtet sich auf, zieht seine Hand zurück.

»Hier. Zieh dir was Vernünftiges an.« Er zeigt auf eine blaugrüne Reisetasche

auf einem Küchenstuhl. »Dann gehen wir Fernsehen.«

Meine neu gefundene Überlegenheit fühlt sich an wie ein halber Champagnerschwips. Ich strecke ihm die Zunge heraus, tänzle um den Tisch, und breche in künstliche Verzückung aus, als ich den Inhalt auf die Platte kippe. Bren verschränkt die Arme vor der Brust und betrachtet mich finster, während ich mich nackig ausziehe und dann in dem unordentlichen Haufen Frauenkleidung wühle.

Die Tür geht auf, ein Mann mit Brille erscheint. Er öffnet den Mund, um Bren etwas zu fragen. Als er mich sieht, verharrt er wie vom Blitz getroffen und starrt mich aus großen Augen an.

»Den roten oder den schwarzen?«, frage ich ihn und halte zwei BHs hoch. Er glotzt, schüttelt den Kopf, als hätte er eine Ohrfeige bekommen, und schließt vorsichtig die Tür wieder hinter sich. Bren schnaubt. Ob vor Belustigung oder Verärgerung kann ich nicht heraushören. Ist mir gerade auch egal.

Wenig später führt Bren mich nach oben. Ich habe mich für eine weite Hose aus weichem Samtcord in Grau und einem engen weißen Shirt ohne etwas darunter entschieden. Meine Brüste sind wieder auf ihr natürliches Maß geschrumpft und zeichnen sich mehr als deutlich durch den Stoff ab. Hey, ich habe schließlich einen Ruf zu verlieren! Ich bin die notgeile, völlig kranke Braut,

die sich einen runterholt, während sie ihre Opfer ausknipst!

In einem der Schlafzimmer sind die Betten an die Wand gestellt und zwei lange Tische voller Elektronik-Equipment aufgebaut. Ich erkenne Funkgeräte, Router und ein paar Notebooks. Davor der Junge aus dem Bus und der Brillenträger von eben. Er mustert mich vorsichtig. Ich lächle zuckersüß und konzentriere mich auf die Berichterstattung des dänischen Fernsehens.

Auf mehreren Kanälen flimmern Live-Reportagen vom »Fisketorvet«. Grimmig dreinschauende Polizisten, Interviews mit hastig plappernden Augenzeugen und der Abtransport von verhüllten Körpern

auf Tragen wird gezeigt. Zumindest um die regionale Infotainment-Wirtschaft habe ich mich also verdient gemacht.

»Erste Hypothesen gehen von einem Bandenkrieg um den Drogenhandel aus. Es sieht so aus, als hat diese Antonia polizeibekannte Verbrecher verdingt, und auch das, äh, »ungewöhnlich brutale Vorgehen der Täterin« legt diesen Schluss nahe«, berichtet der Junge und bäugt mich von der Seite. Anscheinend versteht er das dänische Kauderwelsch. Ich bekomme nur einige Brocken mit. Weder mein Englisch noch mein Niederländisch ist gerade wirklich hilfreich.

Colonel Harraf kommt herein, nickt mir einmal zu und konzentriert sich

ebenfalls auf den TV-Schirm.

»Oh, Colonel! Ich habe mich noch gar nicht für die Hilfe bedankt!«, zwitschere ich drauflos wie ein Schulmädchen und lasse meine Brüste ein wenig unter dem Shirt hüpfen – so alt ist er schließlich noch nicht, als dass ihm das völlig gleichgültig sein müsste. »Obwohl ich die eigentlich nicht gebraucht habe.«

»Du wärest mausetot ohne uns«, stellt er ruhig richtig. »Selbst wir haben nicht damit gerechnet, dass Antonia mit fünf Leuten anrückt. Anscheinend ist sie kürzlich befördert worden. Was ihren Verlust nun umso schmerzlicher machen dürfte.«

»Tja, so spielt halt das Leben.« Ich kichere und zucke die Schultern. »He,

gibt es hier eigentlich nichts zu essen? Ich habe schließlich schon zwei Stunden als Bedienung geschuftet.«

Der mit der Brille erhebt sich und kommt gleich darauf mit einer Schachtel Schokoladenkekse wieder. Ich nehme mir gleich drei und knabbere darauf herum, während ich interessiert den stockenden Worten einer verheulten Touristin in einer völlig geschmacklosen Bluse lausche. Sie ist aus Kalifornien und spricht englisch! Als sie wieder in Tränen ausbricht, muss ich erneut kichern.

Die Kekse könnten auch aus Sägemehl sein, ich würde den Unterschied nicht bemerken. So sehr konzentriere ich mich auf mein neues Image als mädchenhaft-

kindliche Killerin: eiskalt, stahlhart, unerbittlich und völlig gefühllos. Natürlich halb verrückt. Nur an ihrem persönlichen Wohl interessiert, nachdem sie gerade halb Kopenhagen in Schutt und Asche gelegt hat. Nutzt ihre Sexualität als Werkzeug, kaum weniger tödlich als eine Kugel oder eine Klinge. Genießt wollüstiges Erschauern, während links und rechts die Menschen tot darniedersinken. Na, gefällt euch das? Wollt ihr das nicht haben? Wollt ihr diese rasiermesserscharfe Geheimwaffe nicht für euren Verein einsetzen? Wäre doch ein echter Gewinn, Colonel!

Nach etwa zehn Minuten geben die Berichte und Bilder keinerlei neue

Informationen mehr preis. Die Reporter beginnen, sich in den bekannten Endlosschleifen einzurichten, um alle halbe Stunde in dramatischem Ton neue »breaking news« zu bringen, die sich lediglich in der Formulierung von den vorhergehenden unterscheiden. Ein Polizeisprecher sagt etwas von einer groß angelegten Suchaktion und von drei verletzten Passanten, glücklicherweise keiner davon lebensgefährlich. Ich ziehe eine Schnute, als sei ich höchst enttäuscht über diese letzte Meldung. Bren steht im Hintergrund und telefoniert mit einem Handy.

»Ausschalten«, befiehlt der Colonel schließlich. Sofort herrscht Stille, seine Leute bilden automatisch einen lockeren

Kreis. Ich sortiere mich ein, fließe mit.

»Jerzy?« Der Colonel sieht zu dem bebrillten Typen.

»Bis jetzt ist kein Bild von Jana aufgetaucht, nur ein völlig verwackeltes Video von einem Handy. Nichts darauf zu erkennen«, berichtet Jerzy mit einem weichen osteuropäischen Akzent. »Unser Equipment ist vollzählig an Bord, keine Probleme.«

»Brendan?«

»Der Bus ist sauber, die Wohnung in der Stadt auch«, rattert Bren herunter. »Das Boot liegt bereit. Das Zeug hier ist in zehn Minuten in den Autos.« Er zögert. »Das Wetter ist unbeständig, vielleicht bekommen wir mehr Seegang als für das Boot gut ist.«

»Dann kotzen wir halt über die Reling«, meint der Colonel ungerührt.
»Paul?«

»Die Polizei tappt noch völlig im Dunkeln, keine heiße Spur!«, meldet der Jüngling und presst sich den halben Kopfhörer ans Ohr. »Sie haben noch nicht einmal ihre Antiterror-Spezialeinheiten alarmiert. Nur eines ist ungewöhnlich ...« Er zögert.

»Ja?« Der Colonel ist kein Mann, der rhetorische Pausen akzeptiert.

»Die Amerikaner sind völlig aus dem Häuschen!« Jerry zeigt auf ein Notebook-Display an der Seite. »Sehen Sie diese Anzeigen? Das sind ihre Kommunikationslinien. Verschlüsselt, nicht zu knacken. Aber seit zwölf Uhr

telefonieren und mailen die auf allen Leitungen gleichzeitig.«

Das hinterlässt einen See aus Stille. Der Colonel reibt sich das Kinn und überlegt. Jerzy sieht von ihm zu Paul und wieder zurück. Bren schaut gleichmütig drein wie immer, aber ich kann spüren, dass auch er nachdenkt. Niemand legt sich gern mit den Amerikanern an. Sie haben einfach immer gute Leute, das meiste Geld, Connections in alle Richtungen, und jederzeit Reserven, mit denen man nicht rechnet.

»He, ich dachte, die Amis sind eure Freunde?«, frage ich betont harmlos in die Runde.

Schließlich hat mir Bren doch gesagt, ich arbeite jetzt für den Mossad, die

Speerspitze Zions. Aber das bringt mir nur einen strafenden Blick von Harraf und einen verwirrten von Paul ein. Na schön, ich bin ohnehin neutral, was den Nahost-Konflikt betrifft.

»Wir rücken in dreißig Minuten ab«, entscheidet Harraf. »Je eher wir auf offener See sind, umso besser.« Sofort verwandelt sich seine kleine Truppe in einen emsigen Ameisenstaat, in der jedes Arbeiterinsekt genau weiß, was es zu tun hat. Ich entscheide, dass ich für heute meinen Teil schon geleistet habe und fläze mich entspannt in einen Sessel, verfolge träge die Arbeit der anderen. Auf der rechten Seite, die linke tut noch zu weh.

»He, Jana!«, raunt mir Paul zu, als er

mit einem großen Metallkoffer an mir vorüberreilt. »Hier!«

Ich kann meinen durch die Luft fliegenden Rucksack gerade noch auffangen und breche in authentische Robbie-Williams-Groupie-

Begeisterungstürme aus, als ich mein geliebtes Sony Vaio herausziehe. Fünf Minuten später bin ich über das lokale WLAN des nächsten Dorfes im Internet und kümmere mich um mein russisches Internet-Banking. Einige bange Momente, dann meldet der Browser »order executed« – Auftrag ausgeführt. Sehr schön! Mein Geld ist dem Zugriff rachsüchtiger Freunde von Antonia entzogen.

Ob sie mir dankbar ist, weil ich sie

verschont habe? Oder böse, weil ich auf eine recht unfeine Art den Dienst quittiert habe? Keine Ahnung, und ich lege auch keinen Wert darauf, es jemals herauszufinden. Das Netz, das sich zusehends um mich schließt, hat auch schon so genügend Stricke.

Kapitel 19

Samstag, 30.08.08, 10:30 Uhr

Die »Cartouche« stampft vor einer steifen Nordwestbrise durch die Ostsee in Richtung der polnischen Küste. Das Wetter wird wirklich schlechter, im Moment gibt es schnell treibende Wolken in verschiedenen Grauschattierungen. Die Sonne kommt nur manchmal als verschwommener Fleck durch.

Paul hängt bereits über der Reling und würgt herzerweichend. Die anderen versehen ihren Dienst mit hart zusammengebissenen Zähnen. Sogar der Colonel hat einen etwas angespannten Zug um den Mund.

Mir dagegen geht es prima! Aus Seegang habe ich mir noch nie etwas gemacht. Ich liebe alles, was mit Segeln zu tun hat, zum Beispiel dieses schicke, strahlend weiße Zwölfmeterboot durch die höhergehenden Wellen zu steuern. Die Jahre, die ich zu Beginn meiner Killerkarriere im Mittelmeerraum verbrachte und dabei recht häufig auf dem Wasser zu finden war, zählen zu den schönsten Zeiten in meinem Leben. Ich weiß nicht, ob es eine gute Idee ist,

der dänischen Polizei über das Meer zu entkommen, schließlich gibt es Küstenwachkutter mit großkalibrigen Maschinengewehren auf dem Vordeck. Aber bis jetzt ging es gut, und wer bin ich, die genialen Entscheidungen meiner Vorgesetzten zu kritisieren?

Jerzy kommt den Niedergang hoch, mit misstrauischem Gesicht. Er hat mühsam ein Frühstück zubereitet, das von der Mannschaft – mit einer Ausnahme – erstaunlich wenig gewürdigt wurde, und musste danach den ganzen Abwasch allein erledigen. Paul ist ein Totalausfall, und Istvan, der ungarische Fahrer, ist mit irgendwelchen geheimnisvollen Basteleien an der Ausrüstung oder der Maschine

beschäftigt. Harraf und Brendan sitzen gemütlich in der Kabine und halten Kriegsrat. Ich und die automatischen Winden segeln das Boot.

»Ich löse dich ab. Der Colonel braucht dich unten«, meint Jerzy und wirft einen zweifelnden Blick in die Takelage. Die brettharten Segel und die straffgespannten Drahtseilwanten singen und knattern im Wind.

»Aber gern!« Ich lasse das Ruderrad los und er greift mit einem bösen Blick in meine Richtung hastig danach, bevor das Boot unkontrolliert abfallen kann. Mein süßestes Lächeln ist sein Lohn.

Unten klirrt das Geschirr in den Schränken und das trübe Tageslicht dringt nur durch einige Bullaugen herein.

Leider ist die »Cartouche« sehr modern eingerichtet: kein Teakholz, kein Leder, keine Atmosphäre. Kaum ein Funke von alter Seglerromantik ist übrig. Bren und Harraf brüten über einigen Papieren und beachten mich nicht. Sie sprechen in einer unbekannten Sprache miteinander. Persisch? Arabisch? Hört sich jedenfalls undefinierbar orientalisch an.

Ich schäle mich aus dem übergroßen Plastikmantel und streife auch gleich den vom Spritzwasser gut durchfeuchteten Sweater mit ab, bevor ich mich lautstark zu den beiden auf die harte Eckbank fallen lasse und mir einen Kaffee aus der Thermoskanne genehmige. Auch hier unten ist es nicht allzu warm, und da ich jetzt nur noch ein weißes, ebenfalls nicht

mehr völlig trockenes T-Shirt ohne etwas darunter trage, stechen meine Brustwarzen durch den dünnen Stoff wie Brombeeren. Kein Fehler, denke ich. Das passt doch gut zu dem Image einer ungezogenen, gewalttätigen Göre, einer kindlichen Killerhure, das ich nach Kräften poliere, seit ich in diesem neuen Team spiele. Außerdem wärmen Brenns Blicke so schön.

»Es geht um deinen nächsten Auftrag«, sagt Harraf übergangslos.

»Auftrag? Ich habe doch gerade erst einen ausgeführt«, beschwere ich mich.
»Jetzt brauche ich erst Mal Urlaub.«

»Antonia war noch nicht der Auftrag, das war deine Eintrittskarte«, bescheidet mich der Colonel kühl. »Dein

Gesellenstück, sozusagen. Ein Test. Positiv verlaufen, würde ich meinen.«

»Oh, danke, tausend Dank, danke vielmals!« Ich verneige mich unterwürfig im Sitzen. »Ich brenne darauf, mich gleich wieder in die Schlacht zu stürzen und mich für das Wohl des Großen Ganzen zu opfern. Wo ist mein Sprengstoffgürtel?«

Bren trinkt hastig einen Schluck Kaffee, um sein Gesicht zu verbergen. Der Colonel sieht mich an wie etwas mit zu vielen Beinen und Fühlern, das gerade unter einem Stein hervorgekrochen ist. Dann schiebt er mir wortlos einige Fotos über den Tisch.

Die gestochen scharfen Schwarzweißbilder zeigen einen Mann

an Bord eines Segelbootes, gar nicht unähnlich dem unseren. Nur das Wetter scheint dort besser zu sein. Er trägt eine schicke Sonnenbrille und ein weißes Käppi, und die Ärmel seines breitgestreiften Seglershirts enden über den Ellenbogen. Ich würde meinen Hintern verwetten, dass die Streifen dunkelblau und seine Arme braun gebrannt sind, auch wenn das auf den Fotos nicht zu erkennen ist.

Am Gesicht des Mannes fällt mir zuerst der empfindsame Mund auf. Ich runzle die Stirn, weil ich nicht dahinter komme, was mich zu dieser Annahme bringt. Seine Lippen sind weder besonders voll noch besonders schmal. Dennoch hat er einen Zug um die Lippen,

der mich seltsam berührt. Die Augen sind hinter den dunklen Schalen der Brillengläser verborgen, aber ich stelle sie mir tief und verständnisvoll vor. Interessant!

Ansonsten ergibt die Durchsicht der Fotos wenig zusätzliche Informationen. Jemand hat sie im Hafen vom Nachbar-Pier aus geschossen, vermutlich verdeckt. Die Segel des Bootes sind sauber aufgeschossen, links und rechts sind weitere Liegeplätze belegt. Die Serie zeigt nur, wie der Mann etwas in ein Buch schreibt und einmal nach oben schaut, den Mast entlang. Gerade, als ich die Fotos zurückschieben will, fällt mir noch etwas auf. Über einer Reling, gerade noch erkennbar, hängt ein

Kleidungsstück, das nicht ihm gehören kann. Es ist viel zu schmal, anscheinend bunt gemustert und mit kleinen, dreidimensionalen Objekten auf der Vorderseite besetzt. Strasssteine.

»Wer ist das Mädchen?«, frage ich neutral.

Der Colonel wirft Bren einen schnellen Blick zu. Der zieht nur belustigt die Augenbrauen hoch.

»Das ist Natalie, seine Tochter. Zehn Jahre alt«, meint Harraf dann. »Er heißt Thierry Charles Friboire. Beide befinden sich zurzeit im Hafen von Palma de Mallorca. Sie verbringen ihre Ferien an Bord eines gemieteten Bootes.« Damit kommen weitere Fotos. Natalie ist schmal und hoch

aufgeschossen für ihr Alter. Die Stupsnase und die eckigen Gliedmaße verraten ihr kindliches Alter, aber darunter schimmert schon die Schönheit durch, die sie eines Tages sein wird.

Ich warte.

»Natalie geht auf ein Internat in der Schweiz. Die Ferien gehen noch bis Ende September, also noch vier Wochen. Solange werden die beiden rund um die Balearen segeln. Danach soll Friboire zurück nach Brüssel, wo er als leitender Referent einer EU-weiten Energiekommission arbeitet.«

Harraf macht eine Pause. Ich seufze innerlich. Es ist klar, was nun kommt.

»Er darf seinen Job nicht mehr antreten. Du musst ihn erledigen, bevor

seine Ferien um sind.«

»Klar, Chef!« Ich schlürfe lautstark am Kaffee. »Soll ich ihn erschießen, verbrennen, aufhängen oder vierteilen?«

»Es darf nicht allzu verdächtig aussehen!«, verlangt Harraf streng. »Am besten ein Unfall.«

»Und die Kleine?«

»Sie spielt keine Rolle.« Harraf zuckt die Schultern.

»Wo ist ihre Mutter?«, will ich wissen.

»In einer sehr schönen und sehr teuren Anstalt in Südfrankreich. Schwere Psychose, schon seit Jahren.«

Ich bemerke, dass Harraf mich scharf beobachtet. Schnell wechsle ich das Thema und verdränge all die seltsamen

Gefühle, die mit Macht in mir aufwallen.

»Also nur er, das macht es einfacher«, sinniere ich lautstark über den Bildern.
»Sonst noch etwas?«

»Ja. Wir brauchen eine Information.«

Der Colonel nimmt umständlich einen Schluck aus seiner Tasse. Aha. Hier ist also der Haken.

»Hast du schon mal etwas vom Desertec-Projekt gehört?«, fragt er mich dann.

»Energie aus der Wüste?«, rate ich auf der Grundlage der Bezeichnung und dessen, was sie mir über Thierrys Tätigkeit bei der EU gesagt haben.

Erneut wechseln die beiden Männer einen Blick.

»Du bist gut informiert!«, meint Harraf

dann halb drohend, halb bewundernd.
»Es geht um gigantische
Sonnenkraftwerke in den
nordafrikanischen Mittelmeerstaaten.
Der Strom soll über
Gleichstromleitungen nach Europa
fließen und dort einen signifikanten
Anteil des Energiemixes übernehmen.«

»Na, das ist doch endlich mal eine
gute Idee«, verplappere ich mich. Dann
erst fällt mir ein, dass ich noch nicht
weiß, ob mein nächster Auftrag
vielleicht genau dieses Szenario
verhindern soll.

»Richtig!«, meint Harraf aber nur. »Es
gibt bereits ein geheimes
Industriekonsortium, das die Kraftwerke
und Leitungen bauen könnte. Aber die

Firmen werden nur dann Geld ausgeben und Risiken eingehen, wenn die EU massiv hinter dem Projekt steht. Politische Unwägbarkeiten sind bei Unternehmen dieser Größenordnung das größte Problem. Immerhin geht es um mehrere hundert Milliarden Euro. Sozusagen das ›Apollo-Projekt‹ der Europäer.«

»Und Thierry weiß das schon?«

»Er weiß am meisten«, wirft Bren von der Seite ein. »Er hat vor der Sommerpause mit den Referenten aller wichtigen EU-Staaten gesprochen. In dieser frühen Phase wird es noch keine offiziellen Unterhandlungen oder Vereinbarungen geben. Der Ministerrat lässt aber vorfühlen, wie denn die

Stimmung unter den Mitgliedsländern so ist. »Auf Arbeitsebene«, wie es so schön heißt.«

Ich überlege.

»Tut mir leid, ich verstehe es noch nicht«, sage ich dann. »Was ändert es, wenn Friboire tot ist? Das Projekt wird doch deshalb nicht abgesagt.«

»Du musst es doch nicht verstehen«, meint Bren gleichgültig. »Es reicht, wenn du den Job ordentlich machst.«

Ich starre ihn unfreundlich an und verkünde: »Informierte Mitarbeiter sind fähigere Mitarbeiter. Grundlagen der Personalführung, Kapitel drei.«

Aber die Grundlagen der Personalführung scheinen Bren kalt zu lassen, er widmet sich wieder seinem

Kaffee.

»Wir wollen nur etwas mehr Zeit herausholen«, meint stattdessen der Colonel. Erstaunlich – anscheinend teilt er meine Auffassung zur Mitarbeiterinformation. »Wenn die Energiekommission vier oder sechs Wochen verliert, weil die Gespräche alle nochmals geführt werden müssen, und wenn wir einige gezielte Informationen streuen können, dann haben wir unser Ziel schon erreicht.«

Ich nicke langsam und sehe förmlich die verborgenen Manöver und Winkelzüge von riesigen Konzernen, windigen Geschäftsleuten, korrupten Funktionären und risikoscheuen Bürokraten. Sie alle wollen sich ein

großes Stück von dieser überfetten Beute abschneiden, und bei den Beträgen, um die es hier geht, ist der Wert eines Menschenlebens höchst relativ.

»Gut. Ich soll also Thierry unauffällig ausschalten und vorher herausfinden, wie die EU-Staaten zu ›Desertec‹ stehen«, fasse ich zusammen.

»Richtig«, nickt der Colonel.
»Fünzigtausend, falls beides gelingt.«

Fünzigtausend Pfund! Das ist etwa das Dreifache des üblichen Honorars in meiner Branche. Es muss wirklich um eine Unmenge Geld gehen, oder meine Auftraggeber sind verzweifelt. Georg van Brueggen war nur fünfzehntausend wert.

Georg ...

»Oh!«, fällt es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. »Ihr habt Antonia deshalb auch den Auftrag für van Brueggen gegeben.«

Harraf sieht mich verwundert an. Anscheinend dachte er, mir wäre das schon lange klar.

»GVBU-Software soll die international verteilte IT-Architektur des Projekts schützen«, bestätigt er. »Nach dem Tod des Inhabers und nach einigen Steuerskandalen, die in den nächsten Wochen hochkochen werden, kommt es aber wohl zu einer Neuausschreibung dieses Auftrags.«

Hier wird das Eis sehr dünn, spüre ich. Mehr will ich über die Hintergründe

meiner Auftraggeber gar nicht wissen. Sonst werde möglicherweise auch ich einmal als Risiko eingestuft. Als zu minimierendes Risiko.

Es bleibt nur eine Frage übrig.

»Warum ich?«, stelle ich sie. »Ich arbeite seit drei Jahren nicht mehr im Mittelmeer, der Boden ist dort zu heiß für mich. Das ist doch ein Risiko für den Auftrag. Das wusstet ihr schon.«

Der Colonel sieht mich scharf an, als sei ich eine Roulettekugel, die sich noch nicht zwischen Schwarz und Rot entschieden hat. Dann, ohne den Blick von mir zu lösen, greift er in einen Umschlag und holt weitere Fotos hervor, in Farbe diesmal. Wirft sie vor mich hin.

»Suzanne Friboire.«

Eine Frau. Sie steht in einem saftig grün blühenden Park, einen nachlässig gebundenen Morgenmantel um die zierliche – nein, dünne Gestalt. Sie sieht aufmerksam aus, konzentriert, aber ihr Blick geht in eine unbestimmbare Ferne. Man spürt, dass sie geistig nicht mehr in unserer Welt weilt. Ihre langen, roten Haare sind zu einer einfachen Frisur nach hinten gekämmt, einige lose Strähnen hängen im Gesicht.

Suzanne Friboire sieht aus wie meine Mutter auf den Fotos in dem alten Album, das ich als kleines Mädchen immer so gern angeschaut habe. Als sie noch jung und hübsch war, noch nicht gezeichnet vom Leben und von den Drogen.

Suzanne Friboire sieht aus wie ich. Wie eine ältere, verrückte Schwester von mir. Mir wird eiskalt.

»Verstehe«, meine ich so kühl und unbeteiligt, wie ich es nur zuwege bringe. Ich muss alle Kräfte zusammenkratzen, um meine Fassade weiter aufrecht zu erhalten. »Etwas rote Farbe ins Haar, und Thierry sieht seine Liebste in mir wiederkehren, und zwar in einem Alter, in dem sie noch nicht durchgedreht war. Hübscher Plan.«

»Den hat Brendan ausgearbeitet«, nickt Harraf meinem Lover zu. »Er ist schon seit dem Frühjahr an diesem Projekt.«

Bren sagt nichts. Vermutlich ahnt er, dass es in meinem Inneren anders aussieht, als ich es nach außen hin zeige.

Ich will hier raus! Aber einen Punkt muss ich unbedingt vorher noch klären.

»Na schön! Dann verführe ich also Thierry, schleiche mich bei ihm ein, ziehe ihm diese hochgeheimen Dinge aus der Nase und bringe ihn um die Ecke, ohne dass jemand etwas davon bemerkt. Kein Problem. Aber ich will außer dem Geld noch etwas anderes!«

Jetzt sehen mich beide Männer überrascht an, ich habe ihre volle Aufmerksamkeit.

»Ihr habt mich gezwungen, meine geruhssame Freelancer-Tätigkeit für Antonia aufzugeben. Na schön, das konnte ohnehin nicht ewig so weiter gehen. Ich bin nicht böse drum. Aber dann will ich in Zukunft auch eine feste

Anstellung. Ich will dazu gehören. Ich will im Team sein, und nicht nur eine Freie, die man nach Gutdünken benutzt oder fallen lässt. Zum Teufel, ich weiß ja nicht mal, wer ihr wirklich seid, und für wen ihr arbeitet! So will ich nicht die nächsten Jahre zubringen!«

Harraf starrt mich aus zusammengekniffenen Augen an. Das hat er nicht erwartet, und wenn er etwas nicht erwartet, dann ist er extra misstrauisch.

»Wir dachten, du liebst deine Freiheit über alles«, meint er dann vorsichtig. »Wir dachten, dir wäre es am liebsten, wenn wir dein Arrangement mit Antonia einfach übernehmen.«

Das ist klar. Natürlich haben sie ein

ausführliches psychologisches Profil von mir angefertigt, und da passt dieser Wunsch nach Aufnahme, nach Angliederung, überhaupt nicht hinein. Jetzt geht es wieder einmal darum, eine Lüge mit der Wahrheit zu tarnen.

»He, ich bin vielleicht noch jung, aber ich bin nicht auf den Kopf gefallen.« Ich nehme einen Schluck und zucke mit den Schultern. »Mir ist inzwischen klar geworden, dass meine Selbständigkeit sehr gefährlich ist. Man ist einfach zu entbehrlich. Früher war mir das egal, aber heute nicht mehr. Deshalb will ich einen richtigen Job. Einen festen. Ehrlich gesagt, war ich kurz davor, Antonia um genau das zu bitten, als ihr aufgetaucht seid.«

Harraf wirft Brendan einen kurzen Blick zu. Der schürzt abwägend die Lippen. Anscheinend hat er keine unüberwindlichen Einwände, sondern könnte sich mit diesem Gedanken gut anfreunden.

»Ich werde es mir überlegen und deinen Wunsch im Kopf behalten«, meint Harraf schließlich langsam. Ich neige zustimmend den Kopf. Mehr ist aus ihm im Moment nicht herauszuholen.

»Seht es einfach mal so: Van Brueggen war ein erster Test, Antonia die Gesellenprüfung«, flachse ich in leichtem Ton. »Thierry Friboire wird mein Meisterstück. Ihr werdet euch noch die Finger danach lecken, mich fest zu engagieren.«

Damit leere ich meine Kaffeetasche. Der letzte Schluck, er schmeckt wie bittere Galle. Beim Absetzen der Tasse grinse ich die beiden Männer fett an, um das Würgen in meiner Kehle zu überspielen.

»Hey – das ist das erste Mal, dass ich auch dafür bezahlt werde, meinen Klienten vor dem Exitus ins Bett zu kriegen. Das ist ja ...«, ich reiße die Augen in gespielter Entsetzen auf, »... glatte Prostitution!«

»Dann dürftest du ja keine Schwierigkeiten damit haben«, antwortet der Colonel ungerührt.

»Genau!«, bestätige ich. »Einmal Hure, immer Hure. Und jetzt gehe ich besser rauf und übernehme wieder das

Ruder, bevor Jerzy den Kahn gegen einen Tanker fährt, n'est-ce pas?«

Der schneidend kalte Wind auf Deck tut unendlich gut!

Kapitel 20

Montag, 01.09.08, 21:30 Uhr

Ich liege nach einer ausgiebigen heißen Dusche auf dem großen Doppelbett. Bren duscht jetzt gerade. Zuvor hat er noch sein Übungsprogramm abgezogen, solange ich im Bad war. Durch die angelehnte Tür konnte ich die Positionswechsel und Drehungen, die Sprünge und Tritte ansatzweise mitverfolgen. Wie ich schon befürchtet habe, ist er ein ausgewiesener Kampfsportmeister. Mehrere Dans vermutlich.

Wir erreichten erst um die Mittagszeit den Hafen von Gdynia, nördlich von Danzig. Von hier, vom kleinen Regionalflughafen Gdansk-Rebiechowo, werde ich morgen mit SAS nach Mallorca fliegen. Harraf und Paul waren gleich nach der Ankunft mit unbekanntem Ziel aufgebrochen, Jerzy kümmerte sich um die »Cartouche«. Bren hatte meine Tickets besorgt und außerdem dieses Zimmer im Hotel »Nadmorski«. Er hatte mich nicht gefragt, sondern gleich ein Doppelzimmer für uns genommen.

Das Hotel steht direkt am Ufer. Vorher, als es noch heller war, hatte das große Fenster einen wirklich schönen Ausblick auf die weite Danziger Bucht geboten. Ich hatte lange davor gestanden,

auf das Blau des Meeres hinausgeschaut und hatte versucht, nicht über den vor mir liegenden Auftrag nachzudenken. Dann beschleicht mich nämlich immer das Gefühl, eine Gräte stecke mir quer im Hals, ohne dass ich herausbekomme, warum.

Skrupel? Nein.

Mein Gewissen? Kaum – das hatte schon ganz andere Dinge verarbeitet.

Angst? Unwahrscheinlich.

Rebellion? Schon eher!

Antonia hatte mir immer eine sehr lange Leine gelassen. In ihrem Auftrag war ich völlig selbständig und eigenverantwortlich unterwegs gewesen. Die letzte Instanz, niemandem Rechenschaft schuldig, außer der

Verpflichtung, meinen Auftrag zu erfüllen. Und, ganz ehrlich: Bei den allermeisten meiner Klienten hatte ich das Gefühl, der Welt mit ihrer Beseitigung eher einen Dienst zu erweisen.

Nun ist plötzlich alles völlig anders. Harraf führt seine Gruppe, wie er es vermutlich beim Militär gelernt hat. Direkte Anweisungen, dichte Kontrolle, kurze Zügel. Ich habe aber leider nicht die geringste Lust, Soldat zu spielen. Ich lechze förmlich dem Zeitpunkt entgegen, wenn ich allein im Flugzeug sitzen und wieder nur mit mir sein darf. Auch wenn ich nicht sicher sein kann, dass Bren oder jemand anderes heimlich mit auf die Insel kommt, um mir auf die Finger

zu sehen.

An einige andere Aspekte will ich gar nicht erst denken. Zum Beispiel an die Augen der kleinen Natalie, die auf einem der Fotos in unbändiger Freude zusammengekniffen waren, als sie am Arm ihres Vaters hochsprang.

Bren kommt herein. Sein dunkler, muskulöser Körper ist noch nass, er wischt sich nachlässig mit einem weißen Frotteetuch über den Bauch und mustert mich nachdenklich. Ich liege auf dem Rücken, nackt, ein Bein angestellt. Von seinem Standort aus muss er einen schönen Blick auf meine Muschi haben, ganz bloß unter dem gerade frisch gestutzten Trapez dunkler Schamhaare.

»Der Auftrag gefällt dir nicht«, sagt

Bren schließlich.

»Stimmt«, gebe ich umgehend zurück.
»Ich mag es nicht, so herumgeschubst zu werden.«

»Ich weiß.« Er rubbelt durch seine kurzen Haare und wider Willen bewundere ich die Schönheit, die in der verhaltenen Kraft seiner Bewegungen liegt. »Tut mir leid. Diese Geschichte ist einfach wichtig. Danach wird alles anders.«

Das bezweifle ich. Harraf ist danach sicher nicht anders als davor. Bren auch nicht. Ich ebenso wenig. Warum also soll sich etwas ändern? Aber diese Skepsis behalte ich schön für mich.

»Hast du deine neue Identität schon drauf?«, will Bren wissen.

»Einigermaßen.« Ich habe keine Lust, jetzt darüber zu sprechen. Meine alte Tarnung als Jana Walker ist natürlich hinüber. Antonias Truppe wird mehr als wütend sein und die Augen weit offen halten. Vielleicht geben sie meine Daten auch an die Polizei oder an Interpol. Ich bin ganz froh, dass ich meinen Standort um knapp tausendvierhundert Kilometer verändern kann und werde ganz sicher alles unterlassen, was auf eine Studentin aus London hinweisen würde.

Das Set von Ausweisen und Unterlagen, das Harraf mir noch auf dem Boot spendiert hat, lautet auf den Namen »Sarah Mitchell.« Demnach lebe ich in Cardiff, arbeite als Grafikerin, bin aber momentan leider arbeitslos. Eine

weitere künstliche Haut, in die ich schlüpfe. Damit hatte ich noch nie Probleme. Ehrlich gesagt, kann ich den Unterschied zwischen meinen angenommenen Identitäten und meiner tatsächlichen kaum noch wahrnehmen.

Nun reibt sich Bren zwischen den Beinen trocken. Ich bemerke, dass sein Blick auf meinen Schritt gerichtet ist. Aus einer Laune heraus lasse ich das hochgestellte Knie nach außen sinken, zeige ihm alles. Er lächelt erfreut und wirft das Handtuch zu Boden. Sein Schwanz darunter ist nicht mehr völlig klein.

Mit gespielter Coolness baut er sich am Fußende des Bettes auf, nimmt den Penis in die Hand und reibt ein paar Mal

fest daran auf und ab. Dann zeigt er mir die veritable Erektion von allen Seiten.

»Na, Lust auf das hier?«, fragt er im blasierten Ton eines gelangweilten Eisverkäufers. Man merkt, dass er keine Übung mit solchen kleinen Stegreif-Spielchen hat, er kommt nicht besonders überzeugend rüber. Aber ich weiß die Geste zu schätzen, den Versuch, die Killermaske zumindest kurzfristig abzulegen.

»Na, Lust auf das hier?«, frage ich genauso zurück und strecke auch das andere Bein seitlich weg. Ich spüre, wie sich meine Muschi mit einem unhörbaren Seufzer leicht öffnet und fühle mich plötzlich erschreckend ungeschützt. Schnell rufe ich mir in Erinnerung, dass

Brens Tod ja schon eine beschlossene Sache und nur noch eine Frage der Zeit ist. Keine Gefahr also, ich habe alles im Griff! So kann ich mich auch lasziv hin- und herbewegen und ihn maliziös anlächeln.

»Ganz eindeutig ja!«, antwortet Bren und beugt sich über mich. Aber anstatt sich auf mich zu legen, kauert er sich zwischen meine weit geöffneten Schenkel und senkt das Gesicht in meinen Schoß.

Schon wieder komme ich kurz ins Schleudern, und erst nach ein paar Sekunden fällt mir ein, wieso. Obwohl ich nun wirklich schon genug Männer hatte, freiwillig wie unfreiwillig, so waren die Begegnungen doch so kurz

und meist einmalig, dass die etwas subtileren Formen des erotischen Austausches dabei unter die Räder kamen. Tatsächlich kann ich mich nicht daran erinnern, dass einer meiner Freier oder eines meiner Opfer an ein wenig oraler Verwöhnung interessiert gewesen wäre.

Deshalb empfinde ich es jetzt als halben Schock, als sich Brens Mund erst um meinen hübsch hochgewölbten Venushügel schließt und er die dunklen Haare dort zwischen die Lippen klemmt und so daran zieht. Ich kichere etwas atemlos und fühle mich fast als unerfahrener Teenager. Mein Herz schlägt plötzlich so schnell wie das der verletzten Amsel, die ich als Kind

einmal in der Hand halten durfte.

Brens Vorgehen dagegen zeugt eindeutig von seinem Expertenstatus. Er haucht kleine, trockene Küsse an meinen Unterbauch, an die Leisten und auf die samtweichen Innenseiten meiner Schenkel und nimmt sich alle Zeit der Welt, um dann langsam auch das erwartungsvoll zitternde Zentrum zu beachten. Als er seine Zunge ganz breit und nass in die Kuhle zwischen meiner linken Schamlippe und dem Schenkelansatz legt, entfährt mir ein gehauchtes »Huh?«. Das ist schön so! Ich lasse ihn gern fortfahren und beobachte träge seinen schwarzen Haarschopf, der an meinem Unterleib immer wieder auf- und abtaucht.

Jetzt nimmt er meine Schamlippe – immer noch die linke – in den Mund, saugt die Hautfalte vorsichtig ein und massiert sie ganz leicht zwischen den harten Lippen hin und her. Ein wolkiwarmes Wohlgefühl breitet sich dort aus, ich seufze hingebungsvoll, weil sich das leichte Ziehen auch nach innen und nach oben fortpflanzt, bis zu der empfindlichen Region um meine Klitoris, die auch schon ungeduldig nach Beachtung ruft.

Bren wechselt nach rechts und verwöhnt mich auch hier, bis ich ungeduldig den Kopf herumwerfe und meine Scheidenmuskeln ein paar Mal fest zusammenziehe und wieder lockere, ihm damit sozusagen zuzwinkere. Das

zieht seine Aufmerksamkeit wie erhofft auf sich, er fasst mit den Fingern beider Hände zu und zieht meine Schamlippen weit auseinander. An dem schmatzenden Laut und der plötzlichen Kühle, die in die freiliegende Scheidenöffnung dringt, kann ich erkennen, wie nass ich schon bin.

Dann schlängelt sich seine Zunge mitten hinein, wie ein fatter, zudringlicher Wurm, tastet sich vor, erkundet meine geheimen Falten, züngelt nach den tiefen Quellen der heiß aufsteigenden Lustersäfte.

»Huuuuuhhhhh ...«

Unwillkürlich bäume ich mich auf, stemme den Oberkörper hoch und starre ihn keuchend an. Bren hat sein Gesicht

eng an meinen Leib geschmiegt, ich kann die Bartstoppeln hart und kratzig auf der empfindlichen Haut dort fühlen. Er sieht zu mir hoch, zwinkert nur, und bohrt noch tiefer, auch seine weit geöffneten Zähne drücken sich halb in mich hinein.

»Ghaaaa ...«

Ich lasse mich zurückfallen, schließe die Augen und konzentriere mich nur noch auf das pulsierende, sehnende Verlangen, das seine Liebkosung in mir auslöst. Mein Becken schaukelt schon vor und zurück, vor und zurück, presst sich gegen ihn, ohne dass ich das bewusst steuere.

Verlagerung. Neue Wollust, schärfer diesmal, direkter. Ich ächze und stöhne und werfe mich herum, während er seine

Zunge fest auf den oberen Bereich meines Schlitzes presst und so die Klitoris massiert. Fiebrig lege ich mir selbst die Hände um die Brüste, walke die beiden weichen Kissen zitternd durch und kratze mit den Spitzen der Fingernägel ganz leicht an den unglaublich hart erigierten Brustwarzen entlang. Mein ganzer Körper steht lichterloh in Flammen.

Neue unbekannte Eindrücke. Zwei Finger dringen in mich, während Bren mich nach wie vor methodisch leckt. Die harten Umrisse wecken eine unbändige Lust nach seinem Schwanz in mir, nach seinen harten, ungestümen Stößen, nach der direkten Verkopplung von glühenden Genitalien. Aber gleich darauf keuche

ich auf und zerfließe fast, als seine kundigen Fingerspitzen meinen G-Punkt erkundet haben und diesen fachmännisch stimulieren.

In meinem Schoß explodiert es, ein Schwall heißer Lust durchschießt mich von den Fußsohlen bis zum Kopfende. Ich werfe mich herum wie ein Fisch auf dem Trockenen, schreie kehlig, meine Brüste zappeln auf und ab. Und plötzlich, mitten in diesen hochflammenden Orgasmus hinein, ist Bren auf mir, über mir, ich spüre sein Gewicht, sein Drängen. Sein verzerrtes Gesicht tanzt dicht vor meinen Augen, mein eigener Intimgeruch von seinem nassen Gesicht erfüllt meine Nase. Sein Schwanz bohrt sich mit einem Ruck in

meine weit offene, konvulsivisch zuckende Muschi, weitaus größer, tiefer, voluminöser und brutaler als Zunge oder Finger zuvor, wie ein peinigender Hieb tief in meine Eingeweide.

Den körperlichen Schmerz spüre ich kaum, er wird wie aufgesogen von der wollüstigen Erregung, die mich immer noch ausfüllt. Aber dieser schockartige Überfall ist natürlich genau das Richtige, um meine sorgsam gezimmerten, bis jetzt nicht wirklich beanspruchten Abwehrmauern gründlich zu erschüttern. Alle Luken fliegen mit lautem Knall auf und aus jeder einzelnen davon krähen die Dämonen heraus. Sie scheinen nur aus Klauen und Zähnen und abgrundtief böartigen Augen zu

bestehen.

Nein! Nicht jetzt! Nicht so!

Schreiend bäume ich mich unter dem heftig arbeitenden Bren auf. Er bemerkt es vermutlich nicht einmal richtig, sondern fickt mich schnell und hart und maschinenhaft. Hier ist kein Entkommen.

Ich weiß nicht genau, wie ich es schaffe, aber mit schmerzhaft zusammengebissenen Zähnen spanne ich mein Zwerchfell so hart an, bis es wie ein Brett quer in meinem Körper steht und diesen in zwei Hälften zerschneidet. Die untere zuckt und windet sich immer noch in den letzten Ausläufern des heftigen Höhepunktes und bindet die Dämonen, aber oberhalb der Taille bin ich von einem Lidschlag auf den anderen

völlig nüchtern, eiskalt und präsent. Umstandslos falle ich zurück in meinen Jagdmodus.

Sofort ist mir klar, dass es keinen Sinn macht, Bren anzugreifen. Ich könnte zwar wohl einen oder zwei Griffe ansetzen und mich vermutlich sogar kurz befreien. Aber in der Raserei, unter der stark gelockerten Kontrolle, die er sonst eisern aufrecht erhält, könnte er mich ohne weiteres erwürgen, bevor er wieder einigermaßen zu sich kommt.

Er ist schon tot, er weiß es nur noch nicht!, sage ich mir wie ein Mantra immer wieder vor. Er ist schon tot! Schon tot! Tot! Was macht es also aus, wenn er mich jetzt noch in seinem Stahlgriff hat?

Ich werde die letzte Instanz sein! Nur darauf kommt es an!

Ungerührt, fast neugierig, sehe ich zu Bren auf. Registriere seine fast qualvoll zusammengekniffenen Augen, seine entblößten Zähne, die heraustretenden Sehnen am Hals, seine krampfartigen Stöße, die meinen ganzen Körper erzittern lassen. Ich hebe die imaginäre Pistole in meiner Hand, eine alte Walther PPK, bringe sie unter sein Kinn und ziehe gemächlich den etwas schwergängigen Abzug. Die Kugel zaubert in Zeitlupe ein schwarzrotes Loch in seinen Halsansatz, zerreißt ihm Zunge und Mundhöhle, und treibt dann alles oben durch das explodierende Schädeldach hinaus, zusammen mit

seinem Gehirn. Warme, rotweiße Fetzen klatschen an die Decke über ihm und tropfen dann vereinzelt wieder herunter. Ich muss fast ungläubig lächeln, so echt ist das Bild, das mir vor Augen steht.

Was? Das war nicht real? Er hängt immer noch auf mir und fickt mich frenetisch? Kein Problem!

Ich senke die imaginäre Walther, schiebe sie in die Fuge, wo unsere nassgeschwitzten Leiber aufeinandertreffen und schieße ihm methodisch eine Kugel nach der anderen von schräg oben in den Bauch. Seine ekstatischen Zuckungen sind nun ein sehr real wirkender Todeskampf.

Immer noch nicht wirklich? Kein Problem!

Bren stirbt ein ums andere Mal von meiner Hand. Aufgeschlitzt, enthauptet, erdrosselt. Diese kleine, selbstinszenierte Show lenkt mich so effektiv ab, dass ich seinen Erguss erst mitbekomme, als seine Bewegungen schon wieder langsamer und entspannter werden und es auf diese eindeutige Art zwischen meinen Beinen schmatzt.

Als er danach ausgepumpt und schlaff auf mir hängt, habe ich schon fast wieder zu meinem gewohnten ungerührten Zustand zurückgefunden und denke müßig über die Absurdität von sexuellen Begegnungen nach. Körperlich ist man so eng zusammen, wie es Menschen nur möglich ist. Gleichzeitig kann man sich aber geistig problemlos in völlig

verschiedenen Galaxien aufhalten.

Kapitel 21

Dienstag, 02.09.08, 03:30 Uhr

Ich stehe auf dem wackligen Geländer des kleinen Balkons unserer Wohnung. Zwölf Stockwerke unter mir liegt der triste Platz zwischen den Wohnblöcken. Betonplatten in einem ausgewaschenen Grau, da und dort unterbrochen von den struppigen Umrissen einiger Büsche, fast unkenntlich in der Dunkelheit der Sommernacht.

Mein dünnes Nachthemd bewegt sich in einer geisterhaften Brise und ein Frösteln überzieht meinen ganzen Körper. Ich bin vierzehn, fühle mich aber höchstens halb so alt. Der vordere Teil meiner Füße, Fußballen und Zehen,

befinden sich in der kühlen Luft, ebenso die Fersen. Das runde Profil der Stahlstange presst sich nur gegen die Mitte meiner Fußsohlen, ich kann den Schorf der abblätternden weißen Farbe spüren. In meinem Rücken das Monster, das Alien. Vor mir der freie Fall, das endgültige Vergessen.

Noch während ich in dieser unsicheren Haltung vor- und zurückschwanke, ist mir klar, dass ich träume. Diesen Traum hatte ich früher sehr oft, inzwischen seltener. Ich weiß, dass ich niemals wirklich auf dem Geländer stand, sondern nur auf der Betonplatte des Balkons. Aber die Frage ist echt. War echt.

Ich weiß auch, dass ich mich gegen

den Fall entscheide, und für den Kampf. Ellen Ripley hat auch gegen das Monster gekämpft. Sie ist die Heldin meiner Kindheit, sie und viele andere Figuren von der Leinwand. Gleich werde ich mit nackten Füßen in die Küche tappern und das große Messer aus der Schublade ziehen. Dann ...

Übergangslos bin ich wach. Der gelbliche Schein der großen Bogenlampen an der Strandpromenade vor dem Hotel taucht das Zimmer in ein blasses Zwielflicht. Bren hat sich auf einen Ellenbogen hochgestemmt und sieht mich aufmerksam an.

»Was?«, frage ich, leicht ärgerlich und leicht verwirrt.

»Geträumt?«, fragt er.

»Hm.«

Das sind diese Situationen, mit denen ich mich überhaupt nicht auskenne. Normalerweise ist niemand bei mir, wenn ich mich im Schlaf herumwerfe. Ist das nun Fürsorge oder Neugier?

Mein Hirn scheint gerade nicht in der Lage zu sein, wie üblich in Blitzesschnelle mehrere Antwortmöglichkeiten zu entwerfen, zu jeder davon die Konsequenzen im folgenden Dialog abzuschätzen, und die auszuwählen, die meinen Zwecken am besten dienen. Also versuche ich es mit der simplen Wahrheit.

»Von meinem Stiefvater«, sage ich leise.

Bren nickt. Er kennt die Geschichte.

Zumindest die dürren Fakten, einige Zeilen Text in einem Profil, das er gelesen hat.

»Vorhin, als wir miteinander geschlafen haben ...«, beginnt er dann und bricht ab. Anscheinend hat er doch etwas von meinen Problemchen bemerkt. Und wieder die Frage: Soll ich mich freuen, dass er so aufmerksam mir gegenüber ist oder mich vor dem fürchten, was er über mich herausfindet?

Instinktiv starte ich ein Ablenkungsmanöver. Ich schiebe mich näher an ihn heran und lege ein Bein über seine nackte Hüfte.

»Das ist nicht so wichtig«, meine ich achselzuckend. »Es war schön. Wirklich.«

Bren streicht ganz leicht über meinen Schenkel, der sich an seinen Bauch schmiegt. Er sieht mich nicht an, sondern starrt konzentriert auf meinen Nabel.

»Ich habe meinen Bruder umgebracht«, sagt er dann unvermittelt. »Als ich siebzehn war.«

»Deinen Bruder?«

»Ich sah ihn mit der Frau meines Lehrers.« Er zögert. »Meines Koranlehrers. Ich war damals fanatisch religiös und ich habe diesen Lehrer verehrt wie niemanden sonst.«

»Und du hast ...«

»Ich habe beide mit einem Spaten erschlagen. Dann bin ich weggerannt.«

Der Satz bleibt in der Luft hängen. Ich wage kaum zu atmen. Niemals hätte ich

gedacht, dass Bren mir solche persönlichen, ja, geheimen Dinge anvertrauen könnte. Warum macht er das? Und wie soll ich reagieren? Als Mensch, als Geliebte, mit Mitgefühl und Wärme? Oder als Computer, der immer danach trachtet, die Datenbasis für seine Entscheidungen zu verbreitern?

Vorsichtig lege ich eine Hand auf Brens Brust. Genau in die Mitte, wo ich unter dem Brustbein deutlich die langsamen Schläge seines Herzens spüre. Ich versuche mir den jungen Bren vorzustellen, aber es gelingt mir nicht richtig.

Bren schaut zu mir auf. Sein Blick ist intensiv, fast zwingend.

»Bist du wegen deinem Stiefvater in

diesem Geschäft?«, will er von mir wissen.

Ich zögere. Zum einen, weil mich schon wieder der paranoide Verdacht verfolgt, dass Bren mir seine Geschichte nur erzählt hat, um noch mehr aus mir herauszubekommen. Vielleicht hat er ja auch gelogen. Zum anderen, weil ich nicht weiß, wie ich antworten soll.

»J-ja. Glaub schon«, meine ich schließlich. Die Wahrheit ist eigentlich viel komplexer, als so ein schlichter Wenn-Dann-Zusammenhang. Die

Wahrheit umfasst auch meine Zeit als Nutte, sie umfasst den Russen, Antonia, Jean, und mehrere Millionen weiterer Faktoren. Aber ich habe wirklich keine Lust, Bren das jetzt im Detail zu

erläutern.

»Und du?«, frage ich zurück.

Er zuckt die Schultern, genau wie ich vorhin.

»Nachdem ich weglief, ergab sich alles andere wie von selbst«, sagt er.
»Der Dschihad. Die Taliban. Die Aufträge. Das Geld ...«

»Ja ...« Ich bin immer noch hin- und hergerissen zwischen dieser unvermuteten Intimität und der Konditionierung meiner Überlebensreflexe. Die Verwirrung führt dazu, dass ich mir die nächste Frage nicht sorgfältig genug überlege.

»Denkst du manchmal darüber nach, das alles hinter dir zurückzulassen? Auszusteigen?«, will ich wissen.

Brens Augen ziehen sich leicht zusammen. Verdammt, falscher Text!

»Aussteigen? Das ist eine Illusion«, brummt er dann nüchtern. »Man kommt nie raus. Ich kenne keinen. Man will nicht, man kann eigentlich nicht, und sie würden einen auch nicht lassen. Warum – ist das dein Wunsch?«

Ich lächle matt und bete darum, dass er jetzt nicht meine Brust streichelt und am Jagen meines Herzens merkt, dass ich lüge.

»Ich meinte den Tod. Einfach gehen. Die eigene Kugel im Kopf. Daran denke ich schon manchmal.«

»Ah.« Die Antwort befriedigt ihn, passt anscheinend besser in sein Bild von mir. »Nein. Niemals.«

»Hm.«

Schweigen bleibt zurück. Ich kann spüren, wie sich der winzige Spalt schließt, der uns für ein paar Minuten fast wieder menschliche Wesen sein ließ. Alles Weitere würde jetzt nur wieder vorsichtiges Abtasten sein, die Suche nach verwertbaren Informationen, das Ausforschen von schwachen Punkten. Für eine Sekunde erfüllt mich eine abgrundtiefe Traurigkeit, aber bevor ich dieses kostbare menschliche Gefühl richtig wahrnehmen und auskosten kann, ist es weg. Nur kühle Nüchternheit bleibt. Jana Walker. Einen Meter fünfundsechzig groß, vierundzwanzig Jahre alt. Profi-Killerin. Scheiße!

Ich dränge mich instinktiv näher an Bren, versuche den emotionalen Kontakt durch den körperlichen zu ersetzen. Anscheinend geht es ihm ganz genau so, denn plötzlich liegen meine gespreizten Beine über seiner Seite und er drückt mir seine wieder erwachte Erektion an die Unterseite eines Schenkels. Es bedarf nur einiger schneller, kleiner Veränderungen der Lage und der Körperhaltung, bis sein Penis in mich gleitet, leicht und flüssig. Das entspannte Prickeln in meinen Unterleib knüpft fast nahtlos an die Lust von vorhin an. Aber trotz der schnell wachsenden Erregung bleibt auch das Gefühl des Verlustes, wie ein leeres Zimmer in der Brust.

In dieser Nacht lieben wir uns noch

stundenlang. In verschiedenen Positionen, zwischen verträumtem Kuschelsex und hartem Fick. Ich erlebe drei oder vier weitere wunderbare Höhepunkte, ohne dass die Dämonen mehr als nur leicht anklopfen. Bren ist zärtlich, aufmerksam, leidenschaftlich und gelöst. Diese Stunden im Hotel »Nadmorski« gehören zu den schönsten und erotischsten Erfahrungen meines Lebens. Auch wenn wir letztlich nur gemeinsam vor den Wunden in unserer Seele in verzweifelten Sex flüchten.

Vom Flug nach Mallorca am nächsten Vormittag bekomme ich rein gar nichts mit. Ich schlafe wie ein Stein vom Start bis zur Landung.

Kapitel 22

Donnerstag, 04.09.08, 09:30 Uhr

»Guten Morgen, meine Dame. Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Innerlich aufseufzend sehe ich hoch. Der Typ schleicht schon mindestens zehn Minuten um mich herum. Jetzt hat er sich endlich getraut, mich anzusprechen.

Groß, ehemals muskulös, jetzt eher aufgedunsen. Kleine Augen, blondes Haar, das schon deutlich schütter geworden ist. Kleidung aus dem teuren Shop für Segler-Accessoires. Öliges Lächeln, das wohl weltmännisch und überzeugend wirken soll. Alles in allem also genau das, was man im Yacht-Club von Palma de Mallorca so erwarten kann.

Ich blicke konzentriert auf einen Punkt

etwa eine Handbreit über seinem Schädel und runzle die Stirn.

»Haben Sie was an den Nieren?«, frage ich dann zurück.

Er blinzelt mich verständnislos an.

»Ihre Aura!« Ich deute auf den Punkt über ihm. »Da sind so ungewöhnliche braune Schmierer drauf, das sieht nicht gut aus.«

»Aura?« Er steht völlig auf dem Schlauch. Was genau meiner Absicht entspricht.

»Jaaa. Ich kann Auren sehen. Ihre zum Beispiel. Und die sieht wirklich etwas ... hm ... Waren Sie mal beim Arzt in letzter Zeit? Ich tippe auf die Nieren. Oder vielleicht auch Prostata. Letztes Jahr, da traf ich jemand mit

Prostatakrebs, da war die Aura auch bräunlich ... hallo?«

Der Typ hat einen strategischen Rückzug eingeleitet. Er entfernt sich vorsichtig rückwärts, ohne mich aus den Augen zu lassen. Ein Stuhl kippt dabei um. Sein Bedarf an Flirt scheint schon gedeckt zu sein. Zufrieden rühre ich wieder in meinem Cappuccino und beobachte von meinem Schattenplatz in der Ecke die ganze umliegende Szenerie.

In der Frühzeit meiner Killerlaufbahn, etwa von 2003 bis 2005, war ich vorwiegend im Mittelmeerraum tätig. Griechenland, Zypern, Marokko, Spanien, Kroatien. In meiner Erinnerung war das eine herrlich unbeschwerte Zeit. Ich habe mich so richtig ausgetobt,

sowohl was die Männer als auch die Morde betrifft. Mein eigenes Überleben schien mir damals noch weit weniger wichtig als heute, eigentlich rechnete ich nicht mit mehr als ein oder zwei Jahren. Es gab auch mindestens drei Situationen, in denen ich haarscharf an einer Katastrophe vorbeischlitterte. Aber damals lachte ich nur und genoss den zusätzlichen Adrenalinstoß.

Wegen dieser Erinnerungen und wegen der Sonne liebe ich das Mittelmeer. Die Sonne ist so schön hell und klar und weiß hier, ohne dass schon die gleißende Unbarmherzigkeit der Sahararegion mitschwingt. Das Licht lässt alle Farben leicht ausbleichen, so wie die verwitterten Wände eines

geruhsamen Küstendorfes. Zeit scheint keine Rolle zu spielen, die Dinge können genauso gut hundert Jahre ruhen, wie sich von einem Moment auf den anderen völlig wandeln. Leben am Mittelmeer, das ist wie eine Katze, die sich an einem strahlenden Sommermorgen wohlig auf dem Fußabtreter vor der Haustür aalt.

Auf Mallorca war ich auch ein oder zwei Mal, aber nur kurz und auf der Durchreise. Gearbeitet hatte ich hier noch nie. Jetzt, gegen Ende August, werden die zusätzlichen Touristenscharen der Hochsaison von der Hitze und der Sonne einigermaßen in Schach gehalten, nur ab und zu spazieren Pärchen in farbigem Urlaubsoutfit vorbei und bewundern die vielen Boote

ringsum, oder ein knallbunt lackierter Bus transportiert eine Pauschalgruppe zu den großen Fähren und Kreuzfahrtschiffen weiter hinten im Hafen. Die Gesichter sehen grau und schemenhaft aus hinter den abgedunkelten Scheiben, wie die verblichenen Mumien in den ägyptischen Grabmälern.

Schon jetzt, am frühen Vormittag, liegt eine flirrende Hitze über dem Beton der Uferstraße, und vom Meer kommt nur der fast unmerklich schwache Hauch einer Brise. Hier im Yachtclub, direkt am und über dem Wasser, ist es aber noch sehr angenehm. Ich genieße einen letzten Kaffee, bevor ich mich gleich wieder an die Arbeit machen werde.

Heute trage ich, neben einer ausgewaschenen weißen Baseball-Kappe und der dünnen, blassroten Bluse von Gap eine blaue Bermuda-Shorts, knapp knielang. Dazu leichte Turnschuhe von Nike. Ich hasse Bermudas normalerweise, viel lieber sind mir Kleider und Röcke. Gern sehr kurze Röcke. Auf meine Beine bin ich ziemlich stolz, die sehen einfach gut aus, und außerdem genieße ich das Gefühl, so luftig wie möglich unterwegs zu sein. Aber die Bermudas gehören zu meiner Arbeitskleidung, genau wie meine dunkelrot gefärbten Haare, die zu einem Pferdeschwanz gebunden sind, der hinten durch die Kappe herausbaumelt.

Vermutlich war es Paul, der junge

Hacker, der im Auftrag von Harraf den privaten Computer von Thierry geknackt und all die alten Fotos besorgt hat. Mir liegen also hunderte von digitalisierten Bildern aus dem ehemals glücklichen Familienleben der Familie Friboire vor, die Grabbeigaben einer verblichenen Ära.

Thierry hat Suzanne in Straßburg kennen gelernt, bei seinem ersten Job als Wirtschaftsreferent beim Europarat. Er war frisch von der Uni, die Tinte auf seiner Promotionsurkunde war noch feucht. Sie war im letzten Semester, studierte Literatur und Kunstgeschichte.

Über diese ersten Jahre gibt es wenige Informationen in meinem Dossier, aber viele Fotos. Die Fotos sprechen von

unbeschwertem Glück zu zweit. Von gemeinsamen Wanderungen, Segelausflügen, Erlebnistrips zur Akropolis oder zum Petersdom. Interessanterweise zeigt kein einziges der Bilder auch Freunde oder Bekannte oder Kollegen. Immer nur Thierry und Suzanne. Im Café. Am Strand. Auf der Steinmauer einer Brücke, eine riesige Eistüte in der Hand.

1996 die Heirat, 1998 kam Natalie zur Welt. Im gleichen Jahr wechselte Thierry nach Brüssel. Fotos aus einer großen Altbauwohnung. Suzanne auf einer Leiter im Blaumann mit einem Hut aus Zeitungspapier auf dem Kopf und einem Pinsel in der Hand. Fotos vom Baby. Viele Fotos.

Irgendwann in dieser Zeit muss dann etwas passiert sein. Davon erzählen weder die Bilder noch die nüchternen Texte im Dossier. Aber 2003 bekam Suzanne das erste Mal eine ambulante Behandlung und Medikamente. Die Fotos werden plötzlich sehr viel spärlicher. Eines spricht mich besonders an. Suzanne in einem tiefen Lehnstuhl, Natalie in den Armen. Das Mädchen, etwa sechs oder sieben Jahre alt, schaut mit so viel banger Erwartung zu seiner Mutter auf, dass es mir die Kehle zuschnürt. Suzanne blickt in die Kamera. Ihre Augen zeigen keinerlei Ausdruck. 2006 kommt sie in ein Sanatorium in der Nähe von Arles. Keine Bilder mehr.

Ich bin vierundzwanzig Jahre alt. So

alt war Suzanne, als Thierry sie geheiratet hat. Die Fotos aus dieser Zeit zeigen sie mit langen, roten Haaren, oft zu einem Pferdeschwanz gebunden. Und meist mit langen, eleganten Kleidern oder in Hosen. Im Sommer kurze Hosen. Anscheinend mochte sie keine Röcke.

Es gibt genügend Punkte, in denen wir uns unterschieden. Suzanne hat ein dreieckiges Gesicht mit einer Stupsnase, meines ist schmaler. Ihre Augen sind grünblau, meine dunkelbraun. Sie hat Sommersprossen auf den Wangen, ich nicht. Ihr Busen ist größer, ihre Handgelenke zarter, ihre Finger länger als meine. Dennoch muss ich ihr auf den ersten Blick mehr als nur oberflächlich gleichen. Ich muss ihr fast unheimlich

ähnlich sehen. Der erste perfide Anschlag auf Thierry. Wesentlich subtiler als eine Kugel, aber potenziell ebenso vernichtend.

Seit meiner Ankunft gestern überwache ich Thierry und Natalie aus sicherer Entfernung mit dem großen AF-Objektiv der Nikon D3, die ich mir noch am Flughafen gekauft habe, von den zehntausend Pfund Vorschuss, die Bren mir mitgegeben hat. Ihr Boot, die »Clementine«, liegt an Pier Nummer vier, ziemlich weit draußen. Es ist ein Zehnmeterboot mit einfacher Sluptakelage, eine Mietyacht hier aus Palma. Thierry kommt aus einer wohlhabenden Familie, und er verdient bei der EU sicher nicht schlecht, aber

ein eigenes Boot kann er sich nicht leisten. Muss er auch nicht, diese Wochen im Sommer stellen vermutlich seinen gesamten Jahresurlaub dar.

Außerdem hat er einen gemieteten Ford Focus auf dem Parkplatz des Hafens stehen. Im Moment ist kaum Wind draußen, also werden sie vermutlich, wie auch gestern schon, einen Ausflug mit dem Auto machen. Hier setzt mein nächster Plan an.

Von meinem Platz im Café kann ich die »Clementine« zwischen zwei Katamaranen gut sehen. Kurz vor zehn taucht Natalie das erste Mal auf. Sie blinzelt in die Sonne und schüttet den Inhalt einer Tasse über Bord. Ihre schlaksige Gestalt wird nur von einem

überlangen Shirt umweht. Die Familie Friboire scheint zu den Langschläfern zu gehören. Wenig später taucht auch Thierry auf, er wirkt noch genauso verschlafen. Er hat ein Notebook mit und tippt eine Weile darauf herum, dann verstaut er es wieder unter Deck. Eine halbe Stunde später erscheinen beide geduscht und angezogen, Thierry schleppt eine Picknick-Tasche, Natalie nur einen kleinen Rucksack. Sie hüpfert vergnügt über die rissigen Planken der Pier voraus. Ich winke dem blasierten Ober und bezahle den Kaffee.

Der Parkplatz hat eine etwas unübersichtliche Ausfahrt auf die viel befahrene Küstenstraße. Man muss zwischen einem unbenutzten

Parkwächterhäuschen und einem anscheinend auf ewig dort geparkten alten Wohnwagen hindurch und dann noch einige Meter vorfahren, um den fließenden Verkehr in der lang gezogenen Kurve weit genug beobachten zu können.

Gleich nach Sonnenaufgang, als noch kein Mensch unterwegs war, habe ich einen kleinen Schminkspiegel auf das Dach des Wohnwagens gestellt. Mit den ersten Autos, die schon frühmorgens den Hafenparkplatz verließen, konnte ich mir Winkel und Entfernungen genau einprägen. Jetzt lauere ich mit einem geliehenen Fahrrad ein paar Meter von der Ausfahrt entfernt, angeblich in ein Handy-Telefonat vertieft. Hinter dem

Wächterhäuschen kann ich sehen, dass Thierry seine Tasche im Kofferraum verstaut, die große Heckklappe schließt und einsteigt. Gleich darauf rollt der Focus rückwärts aus der Parklücke. Ich beende das Telefonat, verstaue umständlich das Handy und klopfe mir noch die Kleider ab. Weiter hinten lehnt ein Typ am Zaun und sieht immer wieder zu mir her. Er wird einen nützlichen Zeugen abgeben.

Die undeutliche Reflektion des Spiegels auf dem Wohnwagendach verändert sich, etwas Weißes ersetzt das Grau des Betons. Ich trete in die Pedale und radle los. Genau in dem Moment, als sich die Schnauze des Wagens zwischen dem Häuschen und dem alten Caravan

hervorschiebt, passiere ich die schmale Ausfahrt. Thierry fährt sehr langsam, dennoch schaffe ich es, die Ecke der Stoßstange zu erwischen.

Ein kräftiger Abstoß von den Pedalen und ich stürze mit einem lauten Schrei quer über die Motorhaube. Den linken Ellenbogen knalle ich dabei heftig in das dünne Blech. Der Abdruck wird nachher zeigen, wie stark der Aufprall für meinen Kopf gewesen sein muss. Ein halber Überschlag, dann rutsche ich nach rechts vom Kotflügel und bleibe neben dem Reifen liegen, das Gesicht schützend zwischen den Armen vergraben.

Ein Augenblick lähmender Stille. Mein Herz jagt, mein Atem geht schnell. Der

Knöchel tut weh, ich muss irgendwie am Rad hängengeblieben sein. Außerdem brennen meine Unterarme vom Kontakt mit dem rauen Asphaltboden. Nun, ein wenig Blut kann nicht schaden.

Eine Autotür öffnet sich, gleich darauf eine zweite.

»Bleib im Wagen, Natalie!«, höre ich Thierry alarmiert auf Französisch rufen. Dann beugt er sich über mich. Zwei starke Hände nehmen mich sanft, drehen mich herum. Ich blinzle halb weggetreten und sehe in sein Gesicht. Vor der strahlenden Sonne ist es nur ein dunkler Umriss. Dennoch erkenne ich den schockierten Ausdruck in seinen Augen.

»Mon Dieu«, haucht er fast unhörbar. Ich stöhne jämmerlich und fasse mir an

die Stirn. Natalie ist auch an meiner Seite, natürlich hat sie den Befehl ihres Vaters ignoriert.

»Papa ...?«, stößt sie hervor. Ihre helle Stimme klingt eher verwirrt als erschüttert.

»Das ist nicht ... hrmm!« Thierry kann seine Gedanken gerade noch wegräuspern. Seine Finger legen sich an meinen Hals, tasten nach meinem Puls. Ich muss signalisieren, dass ich kein Fall für den Krankenwagen bin.

»Oooohhh ...«, mache ich und versuche mich aufzurichten. Mit Thierrys Hilfe stehe ich einige Minuten später wieder auf zittrigen Knien und kann die Szenerie prüfen. Mein Rad liegt halb unter der verkratzten Stoßstange, meine Tasche

mit der Kamera daneben. Vier oder fünf Leute haben sich schon in einem lockeren Kreis um uns gesammelt und debattieren erregt über den Unfallhergang, von weiter hinten sehe ich noch zwei Männer herbeieilen.

Meine beiden Unterarme sind schön verkratzt, und von einem Knie zieht sich ein dünnes rotes Rinnsal am Schienbein hinab. Ein Bein ziehe ich mitleiderregend hoch, um den geprellten Knöchel zu entlasten. Außerdem tun mir auch die halb verheilten Splitterwunden an der Hüfte wieder weh, aber das ist kein Schaden mit dem ich jetzt arbeiten kann.

»Mein Rad! Meine Kamera!«, stoße ich entsetzt auf Englisch hervor.

»Das tut mir so furchtbar leid, bitte entschuldigen Sie vielmals!« Thierry schaltet nahtlos um. Sein Englisch ist sehr gut, auch wenn der Akzent darunter ihn unverkennbar als Franzosen ausweist. »Ich komme natürlich für den ganzen Schaden auf. Aber wie geht es Ihnen? Sind sie verletzt?«

Ich nehme einen zittrigen Atemzug und taste mich flüchtig ab.

»Nur das Knie«, murmle ich abwesend. »Und der Knöchel tut weh. Und mein Kopf ...« Ich schwanke ein wenig und stütze mich auf seinen festen Arm.

»Sicher eine Gehirnerschütterung!«, wirft einer der Schaulustigen von der Seite ein und befeuert damit eine weitere

Diskussion der englischsprachigen Gaffer über meinen Gesundheitszustand.

Thierry hat seinen Schrecken anscheinend überwunden und sich gut im Griff. Er mustert mich besorgt, aber auch mit nüchterner Distanz, jetzt, da der erste Schock vorüber ist und ich von Nahem seiner Frau nicht mehr so ähnlich sehe, wie gerade noch dahin gestreckt auf dem Boden.

»Soll ich Sie zu einem Arzt bringen?«, fragt er.

»Arzt? Nein ... nein ... ich will nicht zu einem Arzt«, stoße ich halb panisch hervor. »Mir geht es gut. Mir ist nur ein wenig schwindlig ... Kann ich mich setzen?«

Keine halbe Stunde später steht der

verbeulte Focus wieder ordentlich auf seinem Parkplatz. Mein Rad ist in seinem Kofferraum, der durch das Umklappen der Rückbank auf das notwendige Volumen gebracht wurde. Ich selbst liege mit einem Pflaster auf dem Knie und einem Kühlbeutel an der Stirn unter einem großen Sonnensegel an Bord der »Clementine«, Natalie hat mir gerade einen leckeren Eistee gebracht. Nun sitzt sie mir gegenüber und starrt mich neugierig an. Thierry ist unten und telefoniert. Vermutlich mit der Autovermietung. Oder mit seinem Anwalt in Brüssel. Als gewiefter Bürokrat checkt er sicher sofort die Risiken ab, die er auf sich nimmt, indem er mir hilft.

»Sind die Haare gefärbt?«, fragt Natalie kritisch auf Französisch.

»Ja«, murmele ich. »Normalerweise sind sie braun. Aber das war mir dieses Jahr zu langweilig. Warum?«

»Weil ...« Sie verstummt und beißt sich auf die Lippen. Ich lächle sie verständnislos an. Sie lächelt nicht zurück. Mit Kindern habe ich wenig Erfahrung, aber Natalie kommt mir deutlich zu erwachsen für ihr Alter vor. Wohl kein Wunder bei ihrer Familiengeschichte.

Thierry poltert den Niedergang hoch und setzt sich neben mich. Er hat inzwischen herausgefunden, dass ich französisch spreche, außerdem meinen Namen und meinen Status als

Arbeitslose im Urlaub.

»Wie geht es Ihnen?«, will er wissen.

»Ich bin okay! Nur der Kopf brummt noch.«

»Bitte sagen Sie es, falls Ihnen schlecht wird. Dann bringe ich Sie zu einem Arzt.«

Ich nicke und zucke bei dem Stich zusammen, der mir durch die Schläfe fährt. Mein Schädel scheint tatsächlich etwas abbekommen zu haben. Aber wenn Thierry mich jetzt zu einem Arzt abschiebt, dann geht mein ganzer schöner Plan flöten.

In Italien bin ich einmal einen steilen Felshang hinabgestürzt, als ich einen Mafioso verfolgte. Er hatte mir eine Falle gestellt und ich war hineingetappt.

Unten lag ich dann mit einem gebrochenen Bein, einer großen Platzwunde auf der Stirn und ein paar anderen Verletzungen zwei Stunden reglos in der prallen Sonne. Mein Klient hätte mich von oben in aller Ruhe abknallen können. Aber er war neugierig, und er brauchte zwei Stunden, um einen sicheren Weg zu mir herab zu finden. Ich schoss ihm ins Gesicht, als er sich über mich beugte. Dann machte ich mir eine improvisierte Krücke aus einigen Ästen und humpelte zurück zu meinem Auto. Nein, ein paar Kopfschmerzen würden mich sicher nicht davon abhalten, mein Vorhaben mit Thierry durchzuziehen.

»Wenn ich einfach noch ein wenig hier

liegen kann, dann geht es mir sicher gleich wieder besser«, behaupte ich und massiere meine Stirn. »Das Wiegen des Bootes tut mir gut. Das beruhigt so schön.«

»Sie sind nicht zum ersten Mal auf einem Boot?«, fragt er interessiert.

Ich lache auf und zucke dabei wieder zusammen. »Nein, nein. Ich war mal mit einem Freund zusammen, der eine Segelschule auf Korfu leitete. In dem Sommer habe ich praktisch keinen Fuß an Land gesetzt.« Das stimmt sogar fast. Der Job dort war die schönste Tarnung, die ich jemals hatte. Ich lächle ein wenig beim Nachsinnen und schließe mit einem einfachen »Ich liebe das Segeln!« die Augen.

»Papa, dann lass uns heute doch ein wenig rausfahren«, meldet sich Natalie. »Bei dem schwachen Wind und dem glatten Meer ist es sicher erholungssam für Sarah.«

Thierry sieht mich lange und durchdringend an. Mir wird ein wenig unheimlich. In meinem Drehbuch für dieses inszenierte Zusammentreffen stand eigentlich nicht, dass er so distanziert zu mir ist. Er müsste sich viel besorgter und emotional aufgewühlter um mich kümmern, der jüngeren Inkarnation seiner geliebten Frau. Schließlich nickt er langsam.

»Das stimmt vielleicht. Hätten Sie Lust auf eine kleine Tour an der Küste entlang?«

»Oh, das hört sich schön an! Ich will Ihnen aber keine Umstände machen ...«, beteuere ich.

»Das sind keine Umstände.« Jetzt lächelt er endlich. »Schließlich habe ich Sie fast überfahren, da ist es doch das Mindeste, was ich Ihnen als Ausgleich anbieten kann, oder?«

Ich lächle zurück. Unsicher. Weil Unsicherheit zu meiner Rolle gehört. Und weil ich wirklich unsicher bin, ob da nicht ein Hauch verborgener Ironie in seiner Stimme mitschwingt.

Kapitel 23

Donnerstag, 04.09.08, 14:00 Uhr

Die »Clementine« liegt vor einer schwachen Südwest-Brise auf einem Kurs, der in südlicher Richtung die

Küste entlangführt. Die »Urbanización El Dorado« liegt querab an Backbord. Die Mittagssonne brennt auf das Wasser nieder, die Luft ist warm und voll reicher Meeresdüfte, die Stille wird nur von einem leisen Gluckern von der Wasserlinie und manchmal dem trägen Schlagen der Leinwand über uns unterbrochen. Natalie steht am Ruder und genießt es sehr, ihre Steuermannskünste vor Publikum zu demonstrieren. Ihr Blick geht immer wieder vom Windzeiger im Top zum Kompass, und von da aus akribisch zum Horizont. Vor uns ist nichts als Meer und die dünne Rauchfahne einer Fähre, die schon vor einer Viertelstunde außer Sicht gekommen ist. Dennoch hätte auch

der Ausguck der »Titanic« nicht mehr Aufmerksamkeit auf seine Umgebung verwenden können, als es das Mädchen gerade tut.

Thierry und ich sitzen auf der gepolsterten Heckbank und lassen uns gern von ihr chauffieren, einen Eistee in der Hand. Er hat ein wenig von seiner Arbeit erzählt, allerdings nichts, was in irgendeiner Verbindung zum Desertec-Projekt stehen könnte. Ich habe ihn umgekehrt über meine berufliche Misere informiert und mich interessiert nach möglichen Stellen bei der EU-Verwaltung erkundigt. Außerdem lasse ich seine Anwesenheit auf mich wirken.

Thierry Charles Friboire ist achtunddreißig. Er kommt aus einer

alten, französischen Bürgerfamilie aus Nordfrankreich, die aber anscheinend auch einige mediterrane Gene weiterreicht. Seine Haare sind glatt und schwarz, sein Teint dunkel. Dennoch ähnelt er Brendan nicht im Geringsten. Während dieser einen undefinierbar nahöstlichen Typ verkörpert, ist Thierry ganz eindeutig kaukasisch geprägt.

Seine Züge sind markant, fast scharf, die Nase groß und mit einem Hauch von Raubvogel, die grauen Augen groß und weit auseinanderstehend. Immer wieder fällt mir sein Mund auf. Nicht die Form seiner Lippen, die sehen recht durchschnittlich aus. Aber die Art, wie er jede Stimmung, jeden Gedanken, jeden inneren Impuls durch ganz leichte

Veränderungen der Mundwinkel oder auch nur der Muskelspannung in dieser Gesichtsregion ausdrückt, vermittelt einen Eindruck von großer Sensibilität und emotionaler Tiefe. Beides verbirgt Thierry allerdings im Moment noch gut vor mir.

Er bewegt sich mit der selbstverständlichen Anmut von jemandem, der gern und viel draußen unterwegs ist oder Sport treibt, aber ohne die besondere Achtsamkeit, die auf ein spezielles Kampftraining schließen lässt. Er sieht gut aus, keine Frage. Etwas mehr als mittelgroß, sehnigslank und von der Mittelmeersonne braun gebrannt. Alles in allem also durchaus mein Typ.

Warum reagiert dann mein Körper nicht auf ihn? Warum empfinde ich nicht die verbotene, prickelnde Vorfreude, die sonst meine Haut mit aufgerichteten Härchen versieht? Warum blinzelt das warme Pelztierchen zwischen meinen Beinen nur träge und zeigt sich nicht übermäßig interessiert?

Ich komme nicht drauf und schiebe dann all das erbst zur Seite. Vielleicht doch noch Nachwirkungen des gestellten Unfalls. Oder einfach normale Anspannung bei einem anspruchsvollen Auftrag.

»Sie haben Ihre Haare rot gefärbt?«, fragt Thierry nun.

»Ja. Ihre Tochter hat mich das auch schon gefragt.« Ich sehe ihn verwundert

an und greife an mein Haar. »Habe ich es so schlampig gemacht, dass man es sieht?«

»Nein, das sieht ... natürlich aus«, beruhigt er mich und atmet einmal tief durch. »Es ist nur so, dass meine Frau rotes Haar hat. Natalies Mutter ...«

»Ist sie auch hier?«, frage ich arglos.

»Nein.« Er zögert. »Sie ist ... nicht gesund. Sie muss in einem Sanatorium bleiben. Ihr Geist ist ... verloren gegangen.«

»Oh.« Meine Bestürzung ist nur halb gespielt. In seinen Augen schimmert plötzlich so viel Schmerz, dass ich völlig automatisch eine Hand hebe und ihn am Arm berühren will, einfach so, von menschlichem Wesen zu

menschlichem Wesen. Er aber zuckt vor mir zurück wie vor einer giftigen Wespe. Ich erstarre und lasse dann den Arm wieder sinken. Mein Herz pocht. Der Tausendfüßler windet sich. Was ist hier los? Was weiß ich nicht?

»Das tut mir sehr leid«, sage ich lahm und wende den Blick ab.

»Bitte verzeihen Sie«, murmelt er. »Die ganze Sache hat mich sehr getroffen. Trifft mich immer noch ...«

Ich nicke, ohne ihn anzusehen. Dann lastet ein ungemütliches Schweigen auf uns. Überhaupt nicht das Richtige, um aus dem noch schlafenden Keim der Situation ein erstes, zart romantisches Pflänzchen zwischen uns sprießen zu lassen.

»Mir geht es langsam besser, glaube ich. Ich habe schon wieder Hunger.« Vielleicht ist es ratsam, erst einmal zu den konkreten alltäglichen Fragen zurückzukehren.

Thierry grinst und breitet theatralisch die Arme aus.

»Unsere Vorräte sind ziemlich erschöpft!«, meint er. »Wir wollten auf der Rückfahrt einkaufen. Unten sind nur noch ein paar Spaghetti und einige Konserven.« Er überlegt kurz und mustert die Küstenlinie linker Hand. »Was halten Sie davon, wenn wir essen gehen? Es soll ein gutes neues Fischrestaurant in Cala Pi geben, da sind wir schon ganz in der Nähe.«

»Oh, das klingt toll!«, stoße ich

hervor. »Ich liebe Fisch! Aber ich möchte Ihre Gastfreundschaft nicht über Gebühr in Anspruch nehmen.«

Erneut sieht er mich auf diese seltsam neutrale misstrauische Art an, als wolle er durch meine Augen in mein Gehirn sehen. Dann grinst er wieder und deutet eine Verneigung an.

»Aber nicht doch! Es wäre mir eine große Freude, heute mit zwei so hübschen Damen zu speisen!«

Ich gehe auf sein Spiel ein und neige huldvoll den Kopf. »Die Freude ist ganz auf meiner Seite, mein Lieber. Ich bin entzückt!«

Interessant! Zum ersten Mal deutet er an, dass er mich als Frau wahrnimmt. Das entspricht meinen Plänen. Aber der

Tausendfüßler bleibt wachsam, er traut dem noch nicht.

Keine Stunde später sitzen wir im »Jorge«, einem gemütlichen, anscheinend ganz neu eröffneten Restaurant direkt am Hafen von Cala Pi. Die anderen Mittagsgäste sind bereits wieder gegangen, wir haben die ganze Terrasse für uns. Thierry hat den Fang des Tages geordert, heute Loup de Mer, außerdem für Natalie eine Cola und für uns einen leichten Weißwein von der Insel. Ich kenne die mallorquinischen Weine noch nicht und lasse mir den ersten Schluck genießerisch im Mund herumgehen, koste jede Nuance der herbreifen Aromen.

Thierry ist immer noch schweigsam, in

sich zurückgezogen, bleibt mir rätselhaft. Aber Natalie rettet die Situation. Sie hat ihre anfängliche Reserviertheit mir gegenüber abgelegt und plappert nun in einem Fort über ihr Internat, über das Pony, das sie dort zusammen mit drei anderen Mädchen pflegen und reiten darf, über ihre besten Freundinnen Marie und Corinne, über ihre Klassenlehrerin, die schreckliche Madame Guillaume, über den letzten Ausflug, über den schlimmen Autounfall im Dorf im Frühjahr, und über tausend andere Details ihres Mädchenlebens mehr. Nur ihre Mutter erwähnt sie mit keinem Wort.

Ich versuche mich in der Rolle einer Vertrauen erweckenden älteren

Schwester, zeige mich interessiert an allem, und werfe ab und zu einige meiner Erfahrungen aus der Schule und der Ausbildung als Grafikerin ein, sowohl erfundene als auch echte. So treibt unsere Konversation ziellos zwischen der Sitzplatzarithmetik eines Klassenzimmers, den jüngsten Skandalberichten über Boygroups in den einschlägigen Mädchenzeitschriften, der richtigen Behandlung von Pferden und dem Austausch von Lieblingsgerichten und –liedern hin und her.

Was mich dabei am meisten wundert: Ich genieße das sogar! Es macht einfach Spaß, mit Natalie zu reden, ihre ganz offene, direkte, unverstellte Art zu erleben, ihre graugrünen Augen vergnügt

leuchten oder nachdenklich in die Ferne blicken zu sehen. Ein paar Mal ertappe ich mich bei dem sehnsüchtigen Gedanken, dass ich bestimmt auch mal so war. So jung, so frisch, so unschuldig. Aber ich weiß es beim besten Willen nicht mehr.

Natürlich habe ich Erinnerungen an die Zeit, als ich etwa so alt war wie Natalie heute. Gute und schlechte Erinnerungen. Doch sie sind wie alte Filme, ich kann sie abrufen und ansehen wie fremde Bilder. Es gibt keine Gefühle, die damit verknüpft sind. Sie sind wie säuberlich gereinigt von aller Freude, allem Spaß, allem Schmerz, der einmal damit einhergegangen sein musste. So als läge eine armdicke Platte aus Panzerglas

darüber. Ich kann hindurchsehen und die Umrisse erkennen, aber alles bleibt vage, unscharf und seltsam neutral.

Natalies Berichte dagegen sind förmlich gesättigt von all den kaum gefilterten Emotionen, jeder Satz, jeder Seitenblick zu mir, jedes Lachen ist davon erfüllt, so wie tropischer Wald von den süßen Gerüchen seiner unzähligen Blüten. Ich genieße es, schlürfe es bedächtig, wie einen kostbaren, ausgereiften Wein, und ignoriere das zunehmende Trommeln des Tausendfüßlers. Diese Art des Erlebens aus zweiter Hand ist nur ein schwacher Abglanz dessen, was ich an Intensität spüre, wenn ich Sex mit einem meiner Opfer habe oder wenn ich ein Leben

auslösche. Aber es ist von einer Frische, einer Unschuld, die für mich so ungewohnt und selten ist, wie Neuschnee für einen Südseeinsulaner. Ich fühle mich so gut wie schon lange nicht mehr.

Sogar auf Thierry bleibt das nicht ohne Wirkung. Auch er taut ein wenig auf, beteiligt sich am Gespräch, und lächelt mich immer öfter an. Ich Sorge dafür, dass er mir ab und zu gut in den locker geknöpften Ausschnitt schauen kann, ich trage nichts unter der Bluse. Dann kommt der Fisch. Er ist butterzart und schmeckt himmlisch. Selbst der Tausendfüßler scheint davon zu naschen und beruhigt sich etwas.

Nach dem Essen schlendern wir noch etwas durch die Ortschaft. Trotz der

Siestazeit haben einige Läden geöffnet. Natalie setzt jede Sonnenbrille auf, die auf einem der Displays vor den Schaufenstern hängt und will zu jeder einzelnen davon meinen Kommentar hören. Ihr Vater kauft ihr eine kecke Mütze mit einem unübersetzbaren spanischen Spruch darauf und sie springt und tänzelt damit vergnügt vor uns her. Es fühlt sich fast ein wenig an, wie der sorgenlose Familienurlaub, der immer im Werbefernsehen gezeigt wird, und den ich nie erlebt habe.

Kapitel 24

Donnerstag, 04.09.08, 17:15 Uhr

Später frischt der ablandige Wind ein wenig auf und wir segeln mit guter Fahrt etwas weiter hinaus. Die »Clementine«

rollt sanft in der kaum fühlbaren Mittelmeerdünung. Das Ruder festgemacht, sonnt Natalie sich auf einem Polster ganz vorn unter dem Klüversegel, und Thierry bringt mir einen zweiten, ganz ausgezeichneten Cappuccino aus der kleinen Kombüse unten. Ich lächle ihn an und wir schlürfen schweigend an unseren Tassen. Die wortlose Stille zwischen uns fühlt sich jetzt anders an. Einfacher. Wie frisch gereinigt.

»Was hältst du davon, wenn wir nachher bei Ses Salines ankern? Da gibt es einen wunderschönen Strand und Sandbänke davor, ein herrliches Gebiet zum Baden und Schnorcheln«, schlägt Thierry vor. Seit dem Weißwein sind

wir per Du.

»Das hört sich toll an. Ich habe aber leider keine Badesachen dabei.« Halb spiele ich mit dem Gedanken, Nacktbaden ins Gespräch zu bringen, das würde den beabsichtigten Prozess des Näherkommens wohl beschleunigen. Ein unbestimmtes Gefühl hält mich aber davon ab. Ich kann noch nicht richtig beurteilen, wie prüde er ist, und ob die Anwesenheit von Natalie ein Problem darstellt.

»Hm. Ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass wir etwas Passendes an Bord haben, ich war nicht auf Damenbesuch eingerichtet. Vielleicht ... einfach in Unterwäsche?« Ein entschuldigendes Lächeln von ihm.

Ich lache auf und ziehe den Ausschnitt meiner Bluse in der Mitte nach unten, zeige ihm nackte Haut.

»Leider nicht viel drunter hier. Ich könnte ja ...«

»Sie kann doch vielleicht etwas von mir anziehen, Papa!«

Natalie hat mitgehört und springt nun vom niedrigen Kajütendach herunter neben uns. Sie sieht eifrig zu mir auf, wie ein schwanzwedelnder junger Jagdhund. Thierry blickt von ihr zu mir und muss ein Grinsen unterdrücken. Ich bin zwar ziemlich schmal, habe aber dennoch den Körper einer erwachsenen Frau. Natalie ist ein Strich in der Landschaft, ein dünner Körper, noch ohne die geringsten Andeutungen

weiblicher Rundungen.

»Das ist eine gute Idee!«, bekräftige ich schnell, bevor ihm eine taktvolle Ausrede einfällt. »Stoff ist schließlich Stoff, vielleicht geht es ja irgendwie. Komm, zeig mal, was du dabei hast!«

Das Mädchen strahlt und zieht mich nach unten. Thierry bleibt kopfschüttelnd zurück.

Natalie hat die vordere Kabine im Bug belegt, ein V-förmiger Raum mit zwei schmalen Kojen links und rechts. Eine davon ist hochgeklappt und bietet ein Minimum an Raum. Der warme Schein der Nachmittagssonne dringt durch zwei längliche Bullaugen und eine offene Decksluke herein, der Innenraum ist in gemütlichen Mahagonitönen gehalten,

auch wenn das Material nur Plastikdekor ist.

»Hier, das habe ich dabei – was meinst du, ob etwas passt? Vielleicht der rote Bikini?«

Natalie wirbelt durch die kleine Kabine, reißt sämtliche Schranktüchen und Taschen auf und wühlt sich blitzschnell durch die durchaus beachtlichen Stapel darin. Innerhalb weniger Sekunden liegt ihre gesamte Ausstattung an Bademoden vor mir auf der Liege. Ich nehme einen schwarzen Einteiler und ziehe ironisch die Augenbrauen hoch.

»Die Badeanzüge brauche ich nicht zu probieren, glaube ich. Aber der hier könnte vielleicht gerade so gehen ...«

Ich schlüpfte schnell aus meinen Sachen. Natalie guckt verstohlen, und wieder überkommt mich dieses völlig ungewohnte, süße Große-Schwester-Gefühl.

»Uh! Ah, also ... vielleicht ...«

Natalie hält sich eine Faust vor den Mund und prustet los, als ich verzweifelt versuche, mir das kleine rote Bikinioberteil überzuziehen, nachdem ich alle Träger auf maximale Größe gestellt habe. Endlich sitzt es wie ein straffer Eisenring auf meinem Brustkorb und beschränkt meine Atmung sehr effizient auf das absolute Minimum. Die dreieckigen Körbchen pressen meine Brüste so flach, dass das Fleisch an allen Seiten herausquillt wie

überschüssige Wurst aus einer Pelle. Nicht gerade das Wunder an Verführung, das ich eigentlich beabsichtigt hatte. Ich falle in Natalies Gelächter ein und gemeinsam schaffen wir es, das Folterinstrument wieder über meine Schultern entfernt zu bekommen.

Der nächste Bikini kommt ebenfalls nicht in Frage, der Stoff würde kaum ausreichen, meine Brustwarzen zu bedecken. Aber dann haben wir Glück: Ein schwarzes Teil mit dunkelroten Punkten – die auch noch ziemlich gut zu meiner aktuellen Haarfarbe passen – lässt sich schön weit stellen und fasst meine Oberweite gerade genug, um noch halbwegs als schicklich durchzugehen. Das Höschen ist im Vergleich dazu

knapp geschnitten, aber ich habe überhaupt nichts dagegen, dass es sich an meine Schamlippen schmiegt wie eine Farbschicht, und dass es hinten die Spalte zwischen den zusammengepressten Pobacken ein gutes Stückchen frei lässt. Genau die Mischung aus Unschuld und Lockung, die mir vorschwebte!

Wir erscheinen wieder auf Deck, Natalie marschiert cool wie Karl Lagerfeld höchstselbst bei der Präsentation seiner aktuellen Kollektion voran. Thierry wirft einen Blick auf mein jüngstes Outfit und bekommt große Augen.

»Lach nicht, Papa!«, verlangt seine Tochter. »Das ist doch gar nicht so übel.

Du hättest mal die anderen sehen sollen.«

»Lieber nicht!«, meint Thierry und blinzelt mir zu. »Ich bin schon so kaum noch in der Lage, das Boot zu steuern.«

»Ich finde es sehr ... gelungen!« Einige elegante Schritte von mir verwandeln die Hartholzplanken des Decks für Sekundenbruchteile in einen Catwalk. Eine Hand auf die Seite, die andere neckisch hinter die Haare, eine kurze Drehung aus der Hüfte ...

Vater und Tochter gaffen mich an wie ein unverhofft großes Weihnachtsgeschenk. Ihr ungläubiges Grinsen stammt aus unterschiedlichen Gründen, vermute ich. Das sieht so komisch aus, dass ich lauthals

herauslache. Der Laut fühlt sich seltsam an in meiner Kehle. Wann habe ich das letzte Mal wirklich aus voller Seele gelacht? Und warum zum Teufel brennen meine Augen auf einmal? Mein Kopf schmerzt und für eine Sekunde scheint der Horizont um mich zu kreisen. Ich muss mich an der Reling festhalten.

»Sarah! Alles in Ordnung?« Thierry ist gleich bei mir und hält mich. Ich lehne mich gegen ihn. Das fühlt sich gut an.

»Nur mein Kopf, mir ist ein wenig schwindlig. Sicher gleich wieder vorüber.« Ich setze mich auf die Seitenbank. Das winzige Höschen rutscht dabei noch weiter in meinen Po, ich bin mir nicht sicher, ob es überhaupt noch etwas verdeckt.

Thierry sieht besorgt auf mich herab. Natürlich blickt er auch in das offenherzige Dekolleté, aber komischerweise fällt mir das nicht so unangenehm auf wie sonst oft. Vielleicht, weil ich das Gefühl habe, dass er meine Weiblichkeit als einfachen Fakt zur Kenntnis nimmt.

»Vielleicht sollten wir doch einen Arzt aufsuchen. Nur zur Sicherheit.«

»Nein, bitte nicht! Dieser Segelausflug ist so schön! Ich dachte nicht, dass ich in diesem Urlaub aufs Wasser komme, ich genieße jeden Augenblick!« Meinen flehend aufgerissenen Augen ist sein undeutliches Verantwortungsgefühl natürlich nicht gewachsen.

»Also schön. Gehen wir baden. Aber

du sagst es bitte sofort, wenn du dich nicht wohlfühlst, Sarah.«

»Ganz bestimmt.«

Normalerweise reagiere ich höchst allergisch auf eine solch demonstrative Bemutterung, insbesondere wenn sie von meinen Opfern kommt. Jetzt aber spüre ich keinerlei Verärgerung. Irgendwie ist es völlig angemessen, dass Thierry sich um mich kümmert.

Sehr seltsam, das alles!

Kurz vor sechs wirft Natalie mit Schwung einen Anker über den Bug aus, und die »Clementine« schwojt mit sauber aufgeschossenen Segeln in die träge Meeresströmung dort ein. Hundert Meter vor dem Bug liegt eine ausgedörrte Landschaft mit niedrigen

Hügeln, die karg mit Gräsern und niedrigen Büschen bewachsen sind. Die Vegetation sieht hier um diese Jahreszeit so grau und verdorrt aus, dass man unwillkürlich einen Platzregen herbeisehnt.

Davor aber erstreckt sich ein breiter Sandstrand kilometerweit nach links und nach rechts. Erstaunlich wenige Urlauber sind zu sehen, und die meisten davon scheinen schon im Aufbruch begriffen zu sein. Die Sonne steht recht tief und brennt nicht mehr ganz so intensiv, aber die Luft ist noch aufgeheizt wie in einem Backofen.

»Das ist Ses Salines, eine Art Naturschutzgebiet«, erklärt Thierry und zurrt die letzten Leinen fest. »Hier wird

vereinzelt noch Salz gewonnen wie früher, und Hotels dürfen nicht gebaut werden. Man braucht ewig, um über Land an diesen Strandabschnitt zu kommen.«

»Im letzten Jahr waren wir auch hier. Das ist mein Lieblingsplatz!«, wirft Natalie ein, während sie ungeduldig von einem Bein auf das andere hüpfte. Endlich erklärt Thierry das Boot für gesichert und mit einem übermütigen Jubelschrei hechtet sie über Bord. Wir schmunzeln über ihre ungebremste Begeisterung.

»Ich glaube, ich steige ganz langsam über die Heckleiter ins Wasser. Wegen meinem Kopf und wegen diesem Bikini. Ich bin nicht sicher, dass er einen Sprung

aushalten würde.«

Thierry begutachtet meine nur sehr knapp verhüllten Formen und grinst. »Macht nichts. Bald ist kein Mensch mehr in Sichtweite.«

Ich grinse zurück. Aha. Prüde scheint er nicht zu sein, höchstens besorgt um meinen guten Ruf oder so.

Das Wasser ist sehr angenehm. Warm, aber nicht so warm, dass es sich nicht mehr frisch anfühlt, wenn man darin schwimmt. Mit langen, gleichmäßigen Zügen halte ich auf den Strand zu. Hinter mir ertönt ein lautes Klatschen, als Thierry ins Meer springt. Er hat mich bald eingeholt und bleibt dann in meiner Nähe, wirft mir immer wieder aufmerksame Blicke zu. Schon wieder

diese Ritterlichkeit. Schon wieder regt es mich nicht auf.

Natalie erwartet uns an Land. Sie schießt hierhin und dorthin, muss hinter jeden Felsen sehen, jeder Spur im Sand nachgehen. Dann schreitet sie triumphierend auf. Sie hat eine nur nachlässig mit Sand gelöschte Feuerstelle gefunden, einige Treibholzreste rauchen noch. Mit äußerster Sorgfalt legt sie die letzte Glut frei und entfacht das Feuer neu. Dabei erzählt sie von den vielen Lagerfeuern, die sie schon gemacht hat und von dem Holzbestand an Bord, der eigens zu diesem Zweck immer mitgeführt wird.

Ich lege mich der Länge nach in den Sand, die Hände aufgestützt, und genieße

einfach nur ihren Anblick. Dabei bin ich mir wohl bewusst, dass mein überwiegend nackter Hintern aufreizend nass im warmen Licht der tiefstehenden Sonne glänzt, und dass Thierry gar nicht anders kann, als ihn anzustarren. Ein erstes wohliges Vibrieren durchzieht meinen Bauch, ganz schwach, aber unverkennbar. Ich bin erleichtert. Fast hatte ich schon Angst, dass meine gewohnten Reaktionen nicht mehr funktionierten.

Später schwimmen wir noch ein wenig oder lassen uns entspannt treiben. Natalie nimmt das kleine Schlauchboot und schafft Holz und einige andere Dinge an Land. Als die Sonne schon tief über dem westlichen Horizont steht,

hocken wir um das flackernde Feuer und trinken einen eiskalten Cremant aus dem Elsass, Natalie eine Cola. Thierry hat seine Gitarre vom Boot geholt, ein schönes Instrument, dem man sein Alter ansieht. Es scheint eher für Klassik oder Flamencoklänge gedacht, aber es gibt auch die Riffs der Stones- und Beatles-Songs einwandfrei wieder, die Thierry aus dem Gedächtnis holt. Bei »Twist and Shout« falle ich ein, das Stück gehört zu meinem Repertoire mit den Jungs von »Soulstreet«.

Im Handumdrehen rocken wir den Strand. Ich singe aus Leibeskräften, Thierry bearbeitet seine Gitarre wie Keith Richards, und Natalie improvisiert auf leeren Flaschen, Holzscheiten und

anderem Strandgut eine sehr ansehnliche Rhythm Section.

»Hotel California« folgt auf »Mustang Sally«, »Roll over Beethoven« auf »Take me to the River«. Die letzten Touristen, ausnahmslos junge Leute, versammeln sich um uns und klatschen, swingen und grölen mit. Die Augen sämtlicher Anwesenden mit Y-Chromosom kleben dabei unablässig an meinem Körper, der durch die notdürftige Verhüllung mit dem viel zu kleinen Bikini eher noch nackter erscheint. Ich fühle mich fast wie zu Hause in London auf der Bühne, wirble über den Sand wie eine überdrehte Barbiepuppe und genieße dieses spontane Zwischenspiel aus vollem

Herzen.

Endlich, nach mindestens sechs Zugaben, trollen sich die Zuhörer, ich lasse mich lachend und keuchend in den Sand sinken, und Thierry lutscht mit schmerzverzerrtem Gesicht an seinen rot geschwollenen Fingern.

»So ein Konzert habe ich zum letzten Mal im Studium gegeben. Meine Kondition ist völlig beim Teufel!«, jammert er.

»Papa! Was soll ich denn da sagen? Ich musste ja unbedingt das blöde Klavier lernen! Kannst du mir mal sagen, wie man ein Klavier an so einen Strand bringt? Warum kann ich nicht auch Gitarre spielen, so wie du! Oder singen wie Sarah.« Natalie mault weiter

herum, aber ihre Augen leuchten dabei.

»Na, dann sing!«, grinse ich. »Wie wär's mit ›Born to be wild?«

»Och, das kann ich doch nicht.«

»Nichts da! Also komm, gemeinsam:

Get your motor running

head out on the highway ...«

Zum Schluss schmettern wir zu dritt die unsterblichen Strophen über die abendlichen Dünen, und es hätte mich nicht gewundert, wenn dazu der fahle Geist von Peter Fonda auf dem Gerippe einer ausgeschlachteten Harley über den Strand geknattert wäre.

Kapitel 25

Donnerstag, 04.09.08, 22:30 Uhr

»Sarah, ich möchte dir danken. Für Natalie war das der schönste Tag des

ganzen Urlaubs heute. Sie vergöttert dich ja geradezu.«

Thierry und ich sitzen allein um das kleine Feuer, dessen Flammenschein kaum ausreicht, um unsere Gesichter richtig zu erhellen. Die Dämmerung ist schon fast richtiger Nacht gewichen, der Himmel im Osten ist bereits das schwarze Tuch mit den glänzenden Pünktchen darauf, nur im Westen klingt noch ein tiefes Dunkelblau dem Sonnenuntergang nach. Natalie wurde von ihrem Vater trotz lautstarkem Protest im Schlauchboot zurück an Bord gebracht und in ihre Kabine geschickt. Auf der Rückfahrt hat er mir eines seiner T-Shirts mitgebracht. Es geht mir fast bis zu den Knien, sodass ich endlich den

nassen, engen Bikini darunter ausziehen kann.

Ich lache und strecke ein Bein aus. Die helle Haut schimmert weich im Feuerschein.

»Ich fand's auch toll!«, gebe ich zurück. »Nicht schlecht für einen Tag, der mit einem Unfall angefangen hat.«

»Ja ... Schon seltsam, wie der Zufall manchmal so spielt.« Er verstummt und starrt in die Flammen. Seine Stimme klingt bitter am Ende. Denkt er an seine verrückte Frau?

Diese plötzlich so ernste Stimmung passt nicht in meine Pläne, die an dieser Stelle eher lockeres Flirten, romantische Vieldeutigkeiten und verstecktes Werben vorsehen. Ich zerbreche mir den Kopf,

wie ich jetzt elegant einen Bogen in eine solche Richtung hinbekomme, aber mein sonst so fixer Geist ist träge, faul, fast gelähmt. Ich kann nicht mehr richtig denken. Verzweifelt versuche ich, die nächsten Spielzüge zu planen.

Einfach das Shirt ausziehen und zu ihm um das Feuer kriechen? Das wäre zu platt, nicht richtig glaubwürdig.

Das Thema wechseln? Aber mir fällt nichts dazu ein.

Wieder ein lustiges Liedchen anstimmen? Nein, das käme völlig schräg.

Ich seufze müde und reibe mir die Augen. So ein Mist! Der ganze Tag verlief weit besser als geplant, fast traumhaft gut. Und jetzt, im

entscheidenden Moment, verlässt mich meine Geistesgegenwart! Was soll ich nur tun?

Thierry atmet einmal tief durch und wirft das Hölzchen, mit dem er herumgespielt hat, ins Feuer. Dann erhebt er sich ruckartig aus seiner Kauerstellung und ist mit zwei Schritten hinter mir. Kniet sich hin. Völlig überrascht sehe ich zu ihm hoch. Sein Arm schließt sich um meine Schulter, sein Mund liegt plötzlich auf meinen Lippen. Warm und weich und genauso feinfühlig, wie ich es mir ausgemalt hatte.

Meine Sorgen wirbeln davon wie welkes Laub im Herbstwind, genau wie der kümmerliche Rest meines

Verstandes. Übrig bleibt nur ein vages Gefühl der Verwirrung: So eine direkte, unverblünte Art der Kontaktaufnahme hatte ich von Thierry nicht erwartet. Aber ich lasse ich mich willig in seine Umarmung hineinsinken, ergebe mich dem unvermuteten Angriff seines Kusses, fange an zu glauben, dass sich auch alles Weitere völlig von selbst ergeben wird. Dass alles richtig sein wird. Gut. Genau so, wie es sein sollte.

Thierrys Hand liegt schwer auf meinem Bauch und schiebt sich dann hoch auf meine rechte Brust, nackt unter dem dünnen Stoff des Shirts. Mein Körper erwacht, blitzartig, wie ein Tier, das aus dem Winterschlaf gerissen wird. Mein Rückgrat wölbt sich völlig von

selbst durch, drängt meine Brust der fordernden Hand entgegen, kann die erste kurze Berührung der Brustwarze kaum abwarten, und gleichzeitig kaum aushalten. Ich schlinge meine Arme um seinen Nacken, und ohne dass ich es bewusst mitbekommen habe, steckt seine Zunge schon tief in meinem Mund, ich sauge mich förmlich an ihm fest. Bisher waren wir nicht dicht genug beisammen, als dass ich viel von seinem ganz eigenen Geruch mitbekommen hätte, aber jetzt verschlinge ich seinen Duft, seinen Geschmack geradezu, als wäre es ein Hauch von den Speisen der Götter. Fein, aromatisch, verlockend, wild.

Mit einem festen, fast groben Griff zieht er mich eng an sich, zwischen seine

Schenkel. Mein Kreuz biegt sich über sein hochgestelltes Knie nach hinten, ich fühle mich absolut wehrlos in dieser Umarmung, zur Hingabe gezwungen. Bevor irgendetwas Dunkles aus einer Ecke hervorkriechen kann, gewinne ich mein Grundgefühl der Kontrolle zurück, indem ich weiter beschleunige, mich noch tiefer fallen lasse, gegen ihn dränge, schubbere, keuche, schlucke. Ich bin immer noch die letzte Instanz! Ich entscheide, wie sich die Situation entwickelt!

Für eine Sekunde scheint er überrascht, überrumpelt von meiner unverblümt hochschießenden Lust. Dann verstärkt er seinen Halt und greift mir direkt zwischen die Beine, fordernde

Finger auf meiner intimsten Stelle. Nun erlebe ich einen halben Schreckmoment, bevor ich mit reiner Willenskraft den ersten Reflex meiner Schenkel überwinde, und aus einem unwillkürlichen Zusammendrücken gerade noch ein begieriges Öffnen wird. Ich reite meinen Körper wie ein Pferd, das mit panisch angelegten Ohren losrast und gerade noch um die nächste Kurve gezwungen werden kann.

Die Wendung gelingt, eine neue Welle von Wollust überkommt mich, ich fühle mich geil, hemmungslos und bereit. Der Brunnen in meinem Unterleib beginnt zu arbeiten und zu fließen, ich bin plötzlich feucht, fast nass, seine Fingerkuppen reiben nicht mehr an meinen

Schamlippen, sie gleiten über einen glitschigen Film. Ich will sie spüren, stelle das Becken vor, die Knie weit gespreizt, und schon drängt er hinein in die lechzende Leere dort unten. Sein Mittelfinger wühlt sich in die weichen Falten meines Inneren, entfacht in dem empfindsamen Gewebe Gier und Entsetzen gleichermaßen, gleich darauf hat er zwei Finger drin, krümmt sie, bohrt noch tiefer.

Weiter, schneller, mehr! Nur kein Blick zurück, nur kein Zaudern, kein Zögern. Ich bäume mich auf und zerreiße mir blitz-artig das übergroße Shirt über den Kopf. Unsere ineinander verhakten Münder trennen sich mit einem fast unanständigen Schmatzen und für einen

Moment starren wir uns in die Augen, mein hektischer Wahnsinn spiegelt sich in seinen Pupillen. Er lässt los, streift mit einer Bewegung seine Boxershorts ab, ein kurzer Eindruck eines mittelgroßen, stark durchgebogenen Schwanzes mit einem voluminösen Kopf, dann ist er schon auf mir, drückt mich nieder, kühle Sandkörnchen knirschen unter meinem Rücken.

Ich bin bereit. Sowohl für Thierry, um ihn zu empfangen, einzulassen, willkommen zu heißen als auch für die Dämonen, die wie immer nur auf diesen Moment warten, die fieberhaft nach einer winzigen Lücke in meiner Abwehrmauer tasten, von unten die Dichtigkeit des Schachtdeckels prüfen.

In dem wabernden Taumel sind sie überall, strecken ihre gierigen Hände mit viel zuvielen Krallenfingern daran nach meinem Fleisch aus.

Aber ich bin stark. Ich fühle mich lebendig, hellwach, blitz-schnell. Ich kann sie beherrschen und in ihre Schranken weisen. Ich habe meine Geheimwaffe!

Als Thierry hart eindringt und sein Penis in mich fährt wie ein Holzpflöck in weiche Erde, da greife ich nach seinem Kopf und zwinge ihn eine Handbreit hoch. Ich muss ihn sehen, muss die nackte animalische Lust in seinen Augen verfolgen, muss seine Bedürftigkeit, seine Abhängigkeit in diesem Moment spüren. Und als unter

seinem endgültigen Ansturm wie immer schwarze Erinnerungen hochflackern und meine Mauern zu bröckeln drohen, da setze ich die Geheimwaffe ein: Die Vorstellung, wie sein Kopf plötzlich wegfliegt, gesprengt von einem bösartigen Geschoss mit abgefeilter Spitze. Abgefeuert von mir. Der Killerhure. Der letzten Instanz.

Es funktioniert nicht.

Sein Kopf bleibt ganz zwischen meinen Händen.

Ich erstarre zu Stein.

Mein zuverlässigstes Mittel, vor Jahren zufällig mit Jean entdeckt, und bisher beständig in seiner Wirkung, versagt einfach. Das bedeutet ja ...

Ungefilterte nasse Angst schießt in mir

empor, vom Zentrum meines Seins bis in die Kehle. Hastiger Versuch, ein Bild von seiner durchgeschnittenen Kehle zu erzeugen, Blut sprüht warm auf mich herab. Auch das schlägt fehl. Ebenso wie zwei, drei andere Visionen von Thierrys Tod, die ich in wachsender Verzweiflung herbeibeschwören will.

Ich bin schutzlos, wehrlos. Ein Mann nimmt mich, beherrscht mich, diktiert mir seinen Willen. So simpel, so kompliziert. So oft erlebt. Die Welt zerplatzt in einem grell schimmernden Bogen aus kleinen, spiegelnden Bruchstücken und ich werde weggeschleudert, heraus aus mir, in eine Art Umlaufbahn. So ist es also, wenn man seinen Verstand endgültig verliert,

denke ich noch zerstreut.

Mein Körper bockt und windet sich und Thierry missdeutet es anfangs noch als Ekstase, er fickt wild drauflos, lüstern und heftig und doch auch eigentümlich distanziert. Erst der unirdisch hohle Schrei, der sich aus meiner Kehle quält, und wohl der nackte Irrsinn in meinem Blick bremst ihn jäh herunter. Aber das nehme ich nur noch ganz am Rande wahr, unwichtige Eindrücke von der Peripherie, abgelegt für eine mögliche spätere Erinnerung.

Die Dämonen brechen durch, sie stürzen sich auf mich, kreischend vor Hunger und Gier. Sie fallen über meine Glieder her, fetzen die Haut ab, reißen das Fleisch von den Knochen. Lange,

spitze Krallen zerschlitzen Eingeweide und grausig lange Zähne durchbohren meine Gurgel. Ausgesucht heimtückische Folterkünste aus den tiefsten Gründen der Hölle. Leben und Tod und Schmerz und Gefühl und Lust und Sex und Angst, alles ist eins, und alles ist unerträglich.

Ich kenne das gut. Ein Anfall, wie ich ihn immer wieder erlebe. Wie ich ihn sogar erwarte, nach dem Töten, nachdem alles vorbei ist und ich in meinen Kokon zurückgeschlüpft bin. Ich kann damit leben, wenn es hinterher passiert, wenn es so etwas ist wie eine Bezahlung für das Böse, das ich in die Welt bringe. Wenn es aber jederzeit passieren kann, einfach so, dann beraubt mich das der mühsam zusammengekratzten Sicherheit,

die meine verdrehte gequälte Existenz halbwegs erträglich macht. Ich bin nicht sicher, ob ich mich dem stellen will. Oder ob es nicht viel besser und einfacher und gnädiger ist, mich unwiderruflich in den schwarzen Schlund hineinfallen zu lassen, der sich bei einem Anfall immer in meiner Mitte auftut. Mir absoluter Schärfe ist mir klar, dass dann mein Körper vielleicht noch da wäre, aber ich selbst wäre weg. Verschwunden. Ausgelöscht. Tot ...

Irgendwann komme ich notdürftig zu mir. Ich liege zitternd und schlotternd und zuckend in einer schmerzhaft zusammengekrümmten Embryonalhaltung, Arme und Beine fest an den Leib gepresst, wie ein

prähistorischer Grabfund. Thierry hält mich, streicht mir über die schweißnasse Stirn und murmelt sinnlose, beruhigende Laute. Ich bin leer und ausgedörrt und fühle nichts. Nada. Ein Leichnam auf Urlaub.

»Es tut mir so leid, Sarah«, flüstert Thierry. »Das wollte ich nicht. Bitte verzeih mir.« Seine Stimme hört sich so an, als hätte er geweint. Er und seine Gefühle sind völlig unbedeutend für mich, so weit weg wie der Mond. Mit offenen Augen starre ich am Sandboden entlang, erkenne trotz des schwachen Mondlichts jedes einzelne Körnchen. Jedes war einmal ein Kieselstein oder ein Felsen und wurde von Äonen von Gezeiten zerrieben, gefangen im Vor und

Zurück der Wellen, von Sonne und Mond, von Wasser und Land. Welche Geschichte würden diese Körnchen erzählen?

»Sarah? Verstehst du mich? Bitte sag etwas.«

Trotz ihrer Bedeutungslosigkeit reagiere ich auf die Worte. Reine Gewohnheit vermutlich. Ich sehe Thierry an.

»Es ist meine Schuld«, sagt er. Ich verstehe ihn nicht. Bemühe mich auch gar nicht erst.

»Ich dachte, du ... wärst jemand anderes. Ich dachte, du wärst geschickt worden. Um mich auszuhorchen. Verstehst du, ich bin mit einem großen Projekt beschäftigt. Es geht um

Unsummen von Geld. Und der Sicherheitsdienst hatte mich gewarnt, dass jemand versuchen könnte, sich an mich heranzumachen.« Er redet jetzt schnell, will es hinter sich bringen, sprudelt alles heraus. Mit einiger Verzögerung begreife ich, was er sagt.

»Als du dann heute Morgen aufgetaucht bist, da dachte ich, das kann kein Zufall sein! Du siehst meiner Frau so ähnlich, hast sogar ähnliche Kleider an. Du bist so schnell an Bord gekommen, hast dich mit Natalie angefreundet. Ich dachte, meine Verführung wäre einfach der nächste Punkt auf dem Plan. Also wollte ich dich testen, wollte ein für alle Mal wissen, ob das so ist oder nicht.« Er reibt sich

müde über die Augen. »Ich wollte den Spieß umdrehen und dich benutzen. Wie eine Hure, die schon von jemand anderem bezahlt ist. Und dich dann hier zurück lassen. Einfach wegsegeln. Über dich lachen.«

Die hohntriefende Ironie der Situation springt mich an. Was meine ausgetüftelten Intrigen nicht geschafft haben, das schaffe ich durch meine seelischen Defekte. Thierry glaubt mir, er vertraut mir jetzt. Mir, dem Wrack! Nicht mir, der letzten Instanz. Eigentlich müsste ich jetzt in ein nicht mehr zu stoppendes Gelächter ausbrechen, aber ich bin so hohl wie ein abgestorbener Baumstumpf und starre ihn nur weiter an.

»Ich wollte schneller sein als du,

wollte den Ton angeben. Ich wollte das Gefühl haben, dass ich bestimme, was passiert, nicht du«, fährt er fort und schnaubt bitter. »Dabei habe ich gespürt, dass du dich überwinden musst, dass es nicht so einfach ist. Aber ich Idiot fand das toll. Ich dachte, das wäre ein Zeichen, dass meine Strategie funktioniert. Dass ich am Drücker bin.«

»Am Drücker«, wiederhole ich automatisch mit undeutlicher Stimme, den Mund voller Watte. Die wichtigste Frage von allen ist mir gerade eingefallen: Warum hat meine Geheimwaffe diesmal denn nicht funktioniert? Was ist anders als bisher? Was hat sich verändert?

»Erst als du ... so ausgerastet bist, da

ist mir klar geworden, dass ich mich praktisch gerade einer Vergewaltigung schuldig gemacht habe«, schließt er erstickt. Ich schaue weg, weil ich den aufrichtigen Schmerz in seinen Augen nicht sehen will. Das lenkt mich ab von der Spur, die ich verfolge. Von der Frage.

Was hat sich verändert?

»Ich möchte eine Weile allein sein«, flüstere ich und mache schwache Anstalten, mich zu erheben.

Thierry zieht mich hoch, hält mich noch einen Moment, als ich schwanke. Dann nimmt er seine Hände von mir, zögernd, hilflos, und tritt einen Schritt zurück. Als ich ihn ansehe, senkt er den Kopf und tritt davon, entlang der

Linie, wo immer wieder die letzten Ausläufer der sanften Nachtwellen auf dem Sand versiegen.

Ich warte ein wenig. Sehe auf zu den stillen Sternen. Nehme das Rauschen des Meeres wahr, die Kühle der Nacht. Ein wenig fühlt es sich so an, als sei ich gerade erst geboren worden. Noch warm vom Mutterleib, unversehens in diese frische, scharfe, wartende Welt geworfen.

Was hat sich verändert?

Ich folge dem ersten Impuls und drehe mich um, schreite langsam auf das schimmernde Schwarz des Meeres zu. Erste Ausläufer umspülen meine Knöchel, das Wasser fühlt sich fast wärmer an als die Luft. Angenehm.

Einladend.

Die See trägt mich, wiegt mich. Mit langen, gleichmäßigen Zügen schwimme ich hinaus, passiere das weiße Ankerlicht auf der schwingenden Mastspitze der »Clementine«, und weiter. Das Wasser wird kühler hier, ich spüre eine verhaltene Strömung. Vor mir liegt der nasse Bauch des Mittelmeeres, dreihundert Kilometer gähnender Abgrund bis zur spanischen Küste. Freudig schwimme ich hinein in das undurchdringliche Schwarz.

Angst verspüre ich keine. Müßig stelle ich mir vor, dass gerade ein großer Weißer Hai direkt auf mich zu kommen könnte, das Maul weit aufgerissen. Ich würde ihn erst bemerken, wenn die

rasiermesserscharfen Zähne um mich zuklappen. Oder ein Krake, mit meterlangen Fangarmen und gierig aufgesperrtem Schnabel dazwischen. Oder ein namenloses Tiefseemonster ohne Augen. All das lässt mich völlig unbeeindruckt. Ja, es belustigt mich auf eine entrückte Art. Eigentlich bin ja ich das Monster! Ich bin der Schrecken der Tiefe! Ich habe vermutlich mehr Menschen getötet, als alle Haie der Welt im letzten Jahr zusammen genommen.

Arme und Beine fühlen sich schwer an, wie betäubt von den wiederkehrenden Zügen. Ich tauche und schwimme unter Wasser weiter. Leises Blubbern in meinen Ohren, sonst enthält die Welt keine Geräusche mehr. Tiefer.

Zunehmender Druck.

Ich könnte jetzt ertrinken. Einfach so. Einfach abwarten, bis die Luft in meinen Lungen verbraucht ist und der Körper nach einem neuen Atemzug verlangt. Die Arme fest an die Seiten drücken, nicht nach oben rudern, hart ausatmen, alle Luft ausstoßen, die Lungen leeren. Wasser einatmen. Den Hust- und Nies-Reflex aushalten, wenn alle Sicherheitsmechanismen versuchen, das Wasser hinauszudrücken und akut benötigten Sauerstoff hineinzubekommen. Stattdessen dringt nur neues kaltes Wasser in Nase, Mund und in die Luftröhre. Das Herz pocht schneller, rast los im vergeblichen Bemühen, die letzten Sauerstoffmoleküle

an unzählige alarmierend unterversorgte Regionen zu transportieren. Dann schlägt es langsamer, stockt. Bleibt stehen. Das Bewusstsein franst aus, zerfließt. Dunkelheit, innen und außen ...

– Flash –

Harter Fels bohrt sich in meinen Rücken, mein Bein pulsiert im lodernden Schmerz des Knochenbruchs. Die Sonne brennt unbarmherzig und ich fühle mich so unendlich müde. Sogar zu müde, um über den Leichtsinn zu fluchen, mich von dem Mafiosi auf diesen Klippenpfad locken zu lassen. Fast sehnsüchtig warte ich auf seine Kugel.

– Flash –

Der Russe hockt auf mir, schwer wie ein Granitblock. Ich spüre den Drang,

einfach die Augen zu schließen und an etwas anderes, Schönes zu denken. Vermutlich tut es ziemlich weh, wenn er mir mit diesem Riesenmesser die Brüste abschneidet, aber hoffentlich nicht besonders lange. Der anderen Nutte in Odessa hat er die Kehle aufgeschlitzt, hat er erzählt, also wird er mit mir wohl dasselbe machen. Das scheint mir sogar ziemlich gerecht, wenn ich an meinen Stiefvater denke.

— Flash —

Ich stehe auf dem winzigen Balkon im zwölften Stock und schaue in die nächtliche Tiefe. Es ist ein Leichtes, über das verrostete Stahlgeländer zu steigen und loszulassen. Ich weiß genau, dass die Höhe ausreicht, denn kurz vor

unserem Einzug in diese Mietskaserne hat sich eine Frau aus dem zehnten Stock hier hinabgestürzt, sie war sofort tot. Der Abgrund singt lieblich in meinen Ohren...

Laut spritzend breche ich durch die Oberfläche und sauge den süßen, reinen Äther der nächtlichen Meeresluft in mich hinein. Nein! Ich bin nicht bereit gewesen, den Verstand zu verlieren. Und ich bin auch jetzt nicht bereit, mein Leben wegzuwerfen. Ebenso wenig wie bisher. Ebenso wenig wie Ellen Ripley.

Vielleicht kann ich meinen Anspruch der letzten Instanz nicht aufrechterhalten, vielleicht muss ich Demut lernen. Normaler werden, menschlicher gewissermaßen. Aber mit Sicherheit

gehört es ebenso zum Menschen, seinen Weg gegen alle Widerstände weiterzuverfolgen und nicht aufzugeben.

Ich denke an Bren. Wenn er der Tiger ist, dann bin ich vielleicht ein Pantherweibchen. Schwarz und verstohlen und lautlos im Dschungeldickicht. Nur der eigenen Spur folgend, der eigenen Fährte verpflichtet. Ein Panther versteckt sich bei Gefahr, er lauert auf seine Chance, aber niemals wird er resignieren. Erst wenn ihn die unausweichliche Kugel des Jägers umwirft und sein Blick trübe wird, entspannt er sich und geht auf die Pirsch in der nächsten Welt. Keine Sekunde früher.

Was hat sich verändert?

Ich trete sparsam Wasser und lasse mir den ganzen, verrückten Tag methodisch nochmals durch den Kopf gehen. Der Unfall. Thierry. Natalie. Mein Plan. Sein grandioses Scheitern und sein Erfolg im Scheitern.

Glasklar sehe ich die mögliche Zukunft vor mir. Ich habe keinerlei Zweifel, dass ich Thierry seine Geheimnisse nun entlocken könnte. Ich könnte weitermachen wie geplant, einen Unfall inszenieren, am besten gleich für Natalie mit, um ihr eine Kindheit ganz ohne Eltern zu ersparen. Ich könnte triumphierend zurückkehren zum Colonel und zu Bren, mein Meisterstück abgeliefert, und hoffentlich endlich als vollgültiges Mitglied anerkannt. Der

nächste Auftrag. Der nächste Mord.

Aber!

Mein Körper hat mir unmissverständlich mitgeteilt, dass er mit Thierry keinen Sex haben kann.

Was bedeutet, dass ich ihn nicht töten werde.

Das hat sich verändert.

Ich muss lachen und bekomme einen Spritzer Wasser in die Nase. Auf einmal erscheint alles so einfach, so logisch, so stimmig. Ich hatte mich anscheinend schon entschieden, es jedoch noch nicht bemerkt. Wie sagte das Orakel der Matrix zu Neo: »Man kann nicht hinter die Entscheidungen blicken, die man nicht versteht.«

Ich werde diesen Auftrag also nicht

ausführen. Thierry wird überleben und Natalie wird ihren Papa behalten. Das fühlt sich gut an. Gut genug, um dafür zu kämpfen.

Mein eigener Weg ist weit weniger klar zu erkennen. Ich spüre aber, dass die Spur weg von meinen bisherigen Jagdgründen führt. Hinauf, hinaus, in eine unbekannte, offene Ebene. Wahrscheinlich wird das dort kein einfaches Umfeld sein für ein Pantherweibchen, vielleicht fällt es sofort auf, schwarzes Fell vor hellem Hintergrund. Aber der Ruf ist ergangen und ich folge ihm in ruhigem Vertrauen.

Mit dieser Erkenntnis flutet das Leben zurück in mich. Winzige elektrisierende Funken fließen durch die Fingerspitzen

und die Zehen in meine Nervenbahnen, kitzeln sämtliche Verbindungen wach. Mein Körper erschauert in der reinen Ekstase purer Existenz und ich könnte immer wieder laut »JA!« schreien. Ich werfe mich herum und kraule kraftvoll zurück, orientiere mich an dem winzigen Fixstern, den das Lämpchen oben auf dem Mast der »Clementine« bildet.

»Sarah! Da bist du ja endlich. Ich dachte schon ...«

Thierry wartet nervös auf mich, immer noch nackt, wie ich im schwachen Schein des fast heruntergebrannten Feuers erkenne. Mir ist klar, was ich tun werde. Auch wenn mir nicht klar ist, zu welchem Anteil das ein neuer Plan von mir ist, und zu welchem dies das Folgen

eines größeren Pfades darstellt.

»Komm!«, sage ich und ergreife seine Hand. Er lässt sich verdutzt mitziehen, bis ans Feuer. Ich lege meine Hände auf seine Schultern und drücke ihn sanft hinunter. Er lässt es zu, geht in die Knie, legt sich dann auf den Rücken. Sieht erwartungsvoll zu mir auf.

Anmutig wie eine Tänzerin knie ich neben ihm, schmiege mich an ihn, auf ihn. Er ist sicher auch in der Nachtluft ausgekühlt, aber meiner nassen, meeresgewohnten Haut kommt er warm, fast heiß vor.

Ich küsse ihn. Ernsthaft und sanft. Es fühlt sich ein wenig an wie der erste Kuss in meinem Leben. Unvertraut, fast ein wenig stachlig vor Empfindsamkeit,

und gleichzeitig unendlich vielversprechend. Der Kuss dauert an, vertieft sich, ein Grundton von Erregung schwingt nun mit. Thierry folgt aufmerksam, passt sich an, geht voll auf mich ein. Seine starken Arme umfassen mich behutsam, er streichelt zärtlich meinen Rücken entlang.

»Thierry, du musst eines wissen«, flüstere ich an seiner Wange und lege ihm schnell drei Finger auf den Mund, als ich spüre, dass er etwas entgegen will, »du bist an nichts schuld! Du hast mich nicht verletzt. Das waren nur alte Dinge. Dinge, die nur mit mir zu tun haben. Nichts mit dir, und nichts mit uns. Es ist gut, wie es war. Jetzt ist alles in Ordnung!«

Wieder öffnen sich seine Lippen unter meinen Fingern und ich verstärke den Druck ein wenig. Thierry zögert und lässt dann langsam alle Luft aus seinen Lungen entweichen.

»Nicht reden«, raune ich ihm zu. »Jetzt ist nicht die Zeit zum Reden.«

Damit schiebe ich mich tiefer. Sein Glied ist klein und schlaff, ein undeutlicher Umriss in der Dunkelheit. Ich nehme es mit großer Zärtlichkeit in die Hand und halte es. Halte ihn. Thierry macht ein letztes Mal den Eindruck, als wolle er etwas einwenden, dann entspannt er sich endlich und legt die Arme hinter den Kopf. Ich kann nicht erkennen, ob er die Augen schließt oder zu den fernen Sternen aufsieht.

Meine Lippen treffen auf das weiche Ding in meiner Hand. Ich schnuppere daran und küsse es wie ein kleines, ängstliches Tierchen. Es scheint mir noch nicht zu trauen, bleibt klein und nachgiebig. Kurzerhand nehme ich es ganz in die warme Höhle meines Mundes, umschmeichle die längliche Form mit der Zunge und lege eine Hand auf den Beutel mit den zwei walnussgroßen Kernen darin, den ich gleich darunter ertastet habe. Das Tierchen zuckt ein, zwei Mal in meinem Mund und Thierry seufzt leise. Mit den Fingerspitzen schiebe ich die weiche Haut an der nun nicht mehr ganz schlaffen Form nach unten, gegen seinen Bauch. Meine Zunge findet die

freiliegende Eichel, sie ist deutlich wärmer als die Umhüllung und reagiert mit schnellem, pochendem Wachstum auf die Umschlingung. Auch ein Rest von meinem eigenen Geschmack kann ich noch ausmachen, übrig geblieben von unserer ersten Begegnung. Gleich darauf halte ich die voll erblühte, gebogene Erektion in den Händen und kann sie nicht mehr ganz hineinnehmen, auch wenn ich sie immer wieder so tief wie möglich in meinen Rachen schiebe. Thierry hat meinen Rhythmus aufgenommen und spannt passend dazu seine Beckenmuskeln an, auch er will die Berührung noch intensiver erleben, noch erregender empfinden.

Für einen Moment wundere ich mich,

dass ich diesmal keinerlei Widerwillen verspürt habe. Ich werde noch getragen von einer langen Woge absoluter Gewissheit, ich kann keine Fehler machen in diesem Zustand. Ich weiß genau, wo meine Grenzen verlaufen.

Als Thierry vernehmlich stöhnt, lasse ich mit einem zarten Biss von ihm ab und schiebe ein Knie über seine Hüfte. Die Unterseite seines zurückgebogenen Schwanzes liegt nun genau in der Ritze zwischen meinen Schamlippen, die in dieser Position schon leicht auseinandergezogen sind. Ich reibe mich spielerisch an ihm, reize ihn. Dann nehme ich seine Hände, lege sie auf meine Brüste und beuge mich leicht vor, gegen die Stütze seiner Arme.

»Ich kann nicht mit dir schlafen, auch wenn ich es gern würde.« Damit greife ich wieder nach seinem steifen Schwanz und fange an, ihn zärtlich zu reiben und gegen meinen Bauch zu drücken. »Aber vielleicht ist es auch so ganz schön ...«

»Sarah ... ich ...«

»Schhhh.«

»Okay ... schon gut!«

Binnen kurzem wiege ich in einem langsamen Takt vor und zurück. Meine Brüste werden dabei in seine Handflächen gepresst, er dreht die harten Nippel gemächlich zwischen zwei Fingerspitzen hin und her. Ein stetes Rinnsal von Wollust rieselt durch das jetzt hoch sensible Fleisch und sickert tiefer in meinen vorgewölbten Bauch,

wo es auf die Erregung trifft, die von den Liebkosungen seines Penis und meiner Finger an meiner Scham nach oben steigt.

Dazu reibe ich mit wechselndem Druck über seine Eichel, stimuliere ihn um den sensiblen Rand und schiebe die Haut über die harte Stange vor und zurück. Ich spüre, dass er schon sehr erregt ist, sich aber mir zuliebe zurückhält.

»Das ist schön so«, breche ich mein eigenes Schweigegelübde. »Mach weiter bitte. Ich weiß aber nicht, ob ich so zum Höhepunkt komme. Ist aber nicht so wichtig.«

»Für mich auch nicht«, brummt er leise und beschleunigt den Rhythmus etwas.

Die Art, wie sich unsere erhitzten Genitalien aneinanderreiben ist schon sehr aufreizend, insbesondere, wenn ich gleichzeitig alles in der Hand habe. Buchstäblich und auch im übertragenen Sinne. Unser gemeinsames Keuchen und Stöhnen hallt über den nächtlichen Strand.

»Gefällt dir das?«, fragt Thierry und kneift etwas fester in meine Brustwarzen. Süße, unaussprechlich lustvolle Pein pocht darin.

»Uhhhh ... Mhm ... mach das noch mal ...«

Er tut es und ich muss laut aufseufzen. Meine Finger sind plötzlich wieder ganz benetzt von den Lustsekreten, die aus meiner schmatzenden Leibesöffnung

heraussickern und ich verteile das mit zittrigen Fingern über sein bockendes Glied.

»Ahh. Noch mal bitte ... das ist ... Uhhh!«

Thierry press seine Finger hart zusammen. Meine Brüste pochen heftig, ich kann nicht mehr spüren, ob es Schmerz oder Lust ist und vergehe fast vor Verlangen nach mehr.

»Jahh, tu mir ein bisschen weh ... bitte ... drück zu ...«, ächze ich und mein Finger kreist um meinen freigelegten, hoch erregten Kitzler herum. Wie gern hätte ich Thierry jetzt richtig in mir, aber das würde alles nur zerstören.

Er verstärkt seinen Griff nochmals, walkt die Spitzen plattgedrückt hin und

her. Er hat die Augen weit aufgerissen, den Mund ebenso, er treibt mich an, peitscht mich hoch, will mich trotz seiner abgeklärten Worte über die Klippe treiben, will mir den hart erkämpften Orgasmus besorgen.

Für eine Sekunde schwankt alles, erscheint plötzlich erzwungen und unerotisch, fast abstoßend. Aber in diesem Moment spüre ich, wie er sich versteift, wie seine Bewegungen stocken, und wie er dann mit einem brünstigen Ton aus tiefer Kehle kommt. Seine Hände, immer noch um meinen Busen gekrallt, quetschen mein zartes Fleisch jetzt ungehemmt, unkontrolliert, rücksichtslos.

Ja, das ist es! Dieser Lustschmerz!

Dieser intensive, tief zusteichende Reiz! Ich kralle meine Hand um meine Vulva und komme auch. Der Kopf wird mir in den Nacken gerissen, ich stoße einen gurgelnden Laut gegen die Sterne aus, und für einige Sekunden lang arbeiten unsere fieberhaft aneinandergedrückten Geschlechtsteile so Hand in Hand zusammen, als würden wir es wirklich richtig miteinander treiben.

Der fast gemeinsame Höhepunkt umhüllt uns, bläht sich auf, wird zu einer durchscheinenden Lichtblase um uns herum. Wir schnaufen und stöhnen und lachen einander zu, genießen die länger und leichter werdenden Wogen, das langsame Ausklingen, das gelöste, haarfeine Vibrieren am ganzen Leib, das

zurückbleibt, wenn die Muskelspannung weicht.

Ich kippe nach vorn, lasse mich auf seine Brust fallen. Kühle Schmiere zwischen uns, sein Samen, den ich hoch in die Luft verspritzt habe. Kichernd rutsche ich hin und her, verteile die duftende Flüssigkeit, bis sich unsere Bäuche so glitschig aneinander reiben, wie mit viel Öl massiert. Dazwischen halte ich noch seinen Schwanz – nicht mehr beinhart, aber immer noch groß und geschwollen – und drücke die nasse Spitze in meinen Nabel hinein. Thierry stöhnt und bäumt sich nochmals schwach auf, will mich in diese falsche Öffnung ficken. Der Stoß hinterlässt eine ganz köstliche Druckstelle in meinen

Eingeweiden.

Dann liegen wir bewegungslos, meine Wange auf seinem Hals, seine Hände um meine Taille und lauschen unseren nun wieder gleichmäßiger werdenden Atemzügen. Mit milder Überraschung stelle ich fest, dass unser improvisiertes Liebesspiel von Dämonen und Monstern aller Art verschont geblieben ist. Sehr interessant!

Der weitere Weg liegt überscharf vor mir, wie in Flutlicht getaucht.

»Vertraust du mir jetzt, Thierry?«, frage ich im Flüsterton.

Er überlegt. Einige Sekunden lang.

»Ja«, raunt er dann einfach.

Ich erschauere ein wenig und kuschle mich enger an ihn. Gegen die Kühle der

Nacht, und um das wunderbare Nachglühen noch ein paar Sekunden länger zu spüren. Gleich werde ich den Mund öffnen und ihm mitteilen, dass mein Name nicht Sarah ist, und dass ich ursprünglich herkam, um ihm das Leben zu nehmen. Ich werde ihm sagen, was ich fühle und was ich denke. Ich habe keine Ahnung, wie er darauf reagieren wird, aber das spielt keine Rolle. Die Wahrheit gehört zum Weg.

Gleich werde ich es ihm sagen, gleich.

Nur noch einen Augenblick. Süßes gemeinsames Schwingen.

Gleich.

Nur noch ein paar Sekunden dieses wortlosen Schwebens auf derselben Wolke.

Gleich
Gleich ...

www.buum.info

**Weitere erotische Geschichten zu
erhalten auf:**

www.buum.info

**Helen Carter
AnwaltsHure**



Eine Hure aus Leidenschaft,
ein charismatischer Anwalt und
ein egozentrischer Sohn ...
... entführen den Leser in die Welt der
englischen Upper Class,
in das moderne London des Adels, des
Reichtums und

der scheinbar grenzenlosen sexuellen
Gier.

»Dieses Buch lockt Sie in einen
erotischen Taumel, der Sie mitreißen
wird und
bei dem nichts so ist, wie es auf den
ersten Blick scheint ...«

Trinity Taylor

www.blue-panther-books.de

**Weitere erotische Geschichten zu
erhalten auf:**

www.buum.info

**Helen Carter
AnwaltsHure 2**



Eine Hure aus Leidenschaft,
ein charismatischer Anwalt und
ein egozentrischer Sohn ...
... Die spannende Fortsetzung von
Reichtum, Sex, Zuneigung,
Wollust, Eifersucht, Liebe und
dem ältesten Gewerbe der Welt.

Lesen Sie, wie es mit Emma, George,
Derek und neuen Kontrahenten
weitergeht.

www.blue-panther-books.de

**Weitere erotische Geschichten zu
erhalten auf:**

www.buum.info

Ich will dich noch mehr



Trinity Taylors erotische Geschichten
berühren erneut alle Sinne:
Während einer TV-Produktion im
Fahrstuhl,
mit dem Ex auf der Massageliege,
mit Gangstern undercover im Lagerhaus
oder im Pferdestall mit dem

»Stallburschen«...

Spannend und lustvoll knistern die neuen
Storys voller Erotik und Leidenschaft.
Sie fesseln den Leser von der ersten bis
zur letzten Minute!

www.blue-panther-books.de

**Weitere erotische Geschichten zu
erhalten auf:**

www.buum.info

Ich will dich ganz



Trinity Taylor entführt den Leser in
Geschichten voller lasterhafter Fantasien
& ungezügelter Erotik:
Im Theater eines Kreuzfahrtschiffes, auf
einer einsamen Insel mit
einem Piraten, mit der Freundin in der
Schwimmbad-Dusche

oder mit zwei Männern im
Baseballstadion ...

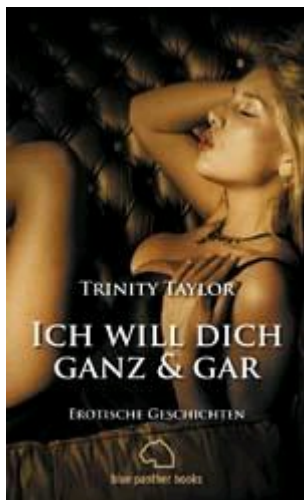
Trinity überschreitet so manches Tabu
und schreibt über ihre intimsten
Gedanken.

bild.de: »Erotischer Buchtipp: Es geht
um unerfüllte Wünsche, um
unterdrücktes Verlangen, um erotische
Begierde! Frauen auf der Suche nach
Glück, nach Befreiung aus ihrem selbst
gebauten pruden Sex-Käfig. Für den
kleinen Sex-Appetit zwischendurch der
ideale Lust-Stiller! Aufregend, heiß ... «
www.blue-panther-books.de

**Weitere erotische Geschichten zu
erhalten auf:**

www.buum.info

Ich will dich ganz & gar



Lassen Sie sich von der Wollust
mitreißen und fühlen Sie das Verlangen
der neuen erotischen Geschichten:
Gefesselt auf dem Rücksitz,
auf der Party im Hinterzimmer,
»ferngesteuert« vom neuen Kollegen
oder in der Kunstaussstellung ...

»Scharfe Literatur! - Bei Trinity Taylor geht es immer sofort zur Sache, und das in den unterschiedlichsten Situationen und Varianten.« BZ die Zeitung in Berlin

www.blue-panther-books.de

**Weitere erotische Geschichten zu
erhalten auf:**

www.buum.info

Mach mich scharf!



Begeben Sie sich auf eine sinnliche
Reise voller erotischer Begegnungen,
sexuellem Verlangen und ungeahnter
Sehnsüchte ...

Ob mit dem Chef im SM-Studio,
heimlich mit einem Vampir,
mit zwei Studenten auf der Dachterrasse,

oder unbewusst mit einem Dämon ...
„Lucy Palmer schreibt einfach super
erotische, romantische und lustvolle
Geschichten, die sehr viel Lust auf mehr
machen.“ Trinity Taylor

www.blue-panther-books.de

**Weitere erotische Geschichten zu
erhalten auf:**

www.buum.info

Mach mich wild!



Romantik, Lust und Verlangen werden
Sie auf dem Weg durch die erotisch-
wilden Geschichten begleiten ...

Ob mit dem unerfahrenen Commander im
Raumschiff,
dem mächtigen Gebieter als Lustsklavin

unterworfen
oder mit Herzklopfen in den Fängen
eines Vampirs ...

Es erwartet sie eine sinnliche und
abwechslungsreiche Sammlung von
lustvollen Erzählungen.

„Lucy Palmer schreibt einfach super
erotische, romantische und lustvolle
Geschichten, die sehr viel Lust auf mehr
machen.“ Trinity Taylor

www.blue-panther-books.de

**Weitere erotische Geschichten zu
erhalten auf:**

www.buum.info

FeuchtOasen

Anna Lynn
FeuchtOasen
 Erotische Fantasien

The image shows the back and legs of a woman with dark skin, wearing black underwear. She is standing with her back to the camera, and her legs are slightly apart. The skin appears to have some oil or lotion on it, giving it a shiny appearance.


Bliss another body

Anna Lynn berichtet aus ihrem wilden,
erotischen Leben.

Es ist voll von sexueller Gier, Wollust
und wilden Sexpraktiken.

Anna Lynn kann immer, will immer und
macht es immer ... Sex!

Pastorinnen, Reitlehrer, Architekten,

Gärtner, Chauffeure, Hausdamen & Co.

Alle müssen ran!

»Endlich mal ein echtes Männerbuch. Für
mich ist Anna Lynn eindeutig DIE neue
Henry Miller!«

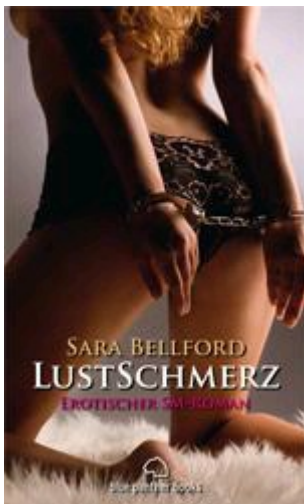
Trinity Taylor

www.blue-panther-books.de

**Weitere erotische Geschichten zu
erhalten auf:**

www.buum.info

**Sara Bellford
LustSchmerz**



Sir Alan Baxter hat eine Passion:
Er sammelt Frauen!

Er will sie um ihretwillen besitzen
Sie wollen vom ihm gedemütigt und
geliebt werden

Gemeinsam zelebrieren sie die
schönsten Höhepunkte aus Lust, Schmerz

und Qual ...

www.blue-panther-books.de

**Weitere erotische Geschichten zu
erhalten auf:**

www.buum.info

**Amy Morrison
vom Mädchen zum Luder**



Begleiten Sie Amy auf ihrem Weg vom
Mädchen zum Luder!
Amys Bedürfnis nach Sex
wird von ihrem Freund
nicht befriedigt.
So geht sie ins Internet
auf ein erotisches Portal,

wo sie einen Mann
nach dem anderen anlockt
und es mit ihnen an vielen
verschiedenen Orten treibt.
Ihr Hunger ist geweckt und
kennt keine Grenzen ...

www.blue-panther-books.de